

Irma Joubert

Warten
auf den Wind



1. Kapitel

Bosveld 1976

»Und dann war der Englische Krieg und alle Männer sind auf ihren Pferden weggeritten.«

Jedes Mal, wenn Katrien Neethling und Agatha Kekana Burenkrieg spielen, fangen sie mit diesem Teil aus Opas Erzählungen an: Ihr Ururgroßvater und seine Söhne verschwinden auf ihren Pferden und lassen die Frauen allein zurück – mit einer ganzen Menge Kinder. Mit wie vielen Kindern genau, weiß Katrien nicht, aber es sind mit Sicherheit mindestens dreißig gewesen. Mit ihrem Taschentuch winkt sie den Männern hinterher. »Winken, Agatha!« Anschließend seufzt sie tief und geht Brot backen oder pflügen. Ans Schlachten macht sie sich nicht, denn sie kann kein Blut sehen.

Katrien Neethling ist zehn Jahre alt und wohnt im Bosveld auf einer Farm, die »*Oorlogslaagte*«, »Kriegssenke« heißt. Ihr Vater ist Kobus Neethling, er ist der Vorsitzende der Landwirtschaftsvereinigung und deshalb ziemlich wichtig. Ihre Mutter heißt Salomé – die ist einfach nur Mutter und macht manchmal russische Eier für die Frauenvereinigung oder für eine Hochzeit oder eine Beerdigung. Katrien hat zwei ältere Brüder und zwei Schwestern, die Zwillinge sind. Sie ist die Nachzüglerin in der Familie, der Benjamin. Das ist wunderbar, denn dann wird man durch jeden ein bisschen verwöhnt. Auf der anderen Seite ist man aber immer auf sich allein gestellt.

Opa Bernard und Oma Kate, die in dem Haus nebenan wohnen, haben einander, genau wie Papa und Mama, ihre Brüder Bernard und Hannes und ihre Schwestern Salomé und Sorette. Katrien hat Agatha, aber das ist nicht wirklich dasselbe.

Agatha ist die Tochter von Martha, die in der Küche arbeitet.

Die Küche ist der schönste Ort im ganzen Haus, denn da steht der große Ofen mit der Kaffeekanne und der große Tisch, auf dem ein Teller mit Zwieback und Plätzchen steht. Katrien und Agatha haben schon immer miteinander gespielt, schon von klein auf. Agatha ist eine Kleinigkeit älter und musste früher auf Katrien aufpassen. Sie hat ihr Nord-Sotho beigebracht und später hat sie von Katrien Afrikaans gelernt.

Wenn Tante Gretel und Onkel Jakób aus Johannesburg zu Besuch kommen, hat Katrien so immer noch eine Spielkameradin, denn auch deren Kinder sind viel älter als sie.

Katrien ist ganz verrückt nach Geschichten, egal ob sie in Büchern stehen oder wirklich passiert sind, so wie die Geschichten von Opa. Aber von der Gegenwart will sie nichts hören, denn diese Zeit ist furchtbar langweilig. Es passiert einfach überhaupt nichts. Sie mag Geschichten über lange zurückliegende Zeiten, vor allem über den Burenkrieg.

Wenn sie mit Agatha Burenkrieg spielt, ist Katrien immer die Urgroßmutter Susan, die Grandpa John wieder gesund pflegt, denn das ist die schönste Geschichte, die sie kennt. Ihr Ururgroßvater war seinerzeit auch Farmer auf *Oorlogslaagte* – aber das ist schon mindestens hundert Jahre her, vielleicht sogar tausend. Seine Frau hieß Katharina Johanna. Das ist die Oma von Oma Kate gewesen und ihre Oma ist nach ihr benannt worden, nur eben auf Englisch: Catharine Jo-Ann. Katrien ist nach derselben Oma benannt worden, diesmal allerdings auf Afrikaans: Katharina Johanna. Sie hätte lieber den englischen Namen ihrer Oma getragen – der ist viel schöner! Ihren eigenen Namen findet sie schrecklich, vor allem das »Katharina« – das ist wirklich der furchtbarste Name der Welt.

Ihr Ururgroßvater und ihre Urgroßmutter sind noch mit dem Handkarren unterwegs gewesen, der jetzt bei ihrer Oma im Vorgarten steht und in dem sie manchmal mit Agatha spielt. Danach machen sie häufig einen langen Ausflug und gehen irgendwo picknicken oder sie gehen in die Kirche. Doch heute spielen sie Burenkrieg.

Agatha muss erst Feuer machen und Brot backen, aber anschließend schlüpfte sie sofort in die Rolle der Engländer.

»Ich kann aber gar kein Englisch«, beschwert sich Agatha.

»Das macht nichts, ich sage dir einfach, was du sagen musst. Jetzt kämst du auf einem Pferd angeritten. Und du wärst mit einer großen englischen Patrouille unterwegs, du musst also so mit der Hand herumzeigen, damit sie alle mitkommen. Genau wie im Kino.«

»Im Kino bin ich aber noch nie gewesen«, entgegnet Agatha.
»Woher soll ich dann wissen, was ich tun muss?«

»Du bist noch nie im Kino gewesen? Warum denn nicht?«, will Katrien erstaunt wissen. »Gefällt es dir da nicht?«

»Woher soll ich das wissen? Ich bin da doch noch nie gewesen.«

»Oh, na ja. Dann mach halt so mit deinem Arm und dabei reitest du weiter«, erklärt Katrien und macht es ihr vor. »Nicht umdrehen, einfach geradeaus schauen.«

Denn genau so ist die englische Patrouille bei ihrem Haus angekommen. Die Männer sind bis direkt vor die Haustür geritten. Das Haus steht immer noch da, aber Katriens Vater benutzt es jetzt als Abstellraum. Katrien und Agatha gehen nie dorthin, denn Martha meint, dass es dort spukt, und die Mädchen haben Angst, sie könnten dort einem Gespenst begegnen.

Jetzt muss Agatha vom Pferd steigen, dabei hat sie einen Mann in den Armen. Die Engländer, die hier vor langer Zeit vorbeigekommen sind, hatten nämlich einen kranken Soldaten bei sich.

»Wie soll ich denn jetzt einen Mann tragen? Der ist doch viel zu schwer!«, beschwert sich Agatha schon wieder.

»Hey, jetzt stell dich mal nicht so dumm an, du bist doch ein starker Engländer!«

»Wenn du mich beschimpfst, spiele ich nicht mehr mit!«, entgegnet Agatha wütend.

»Ist ja gut, jetzt bring einfach den Soldaten hierher«, versucht Katrien sie zu beruhigen. Agatha kann manchmal ganz schön störrisch sein.

»Was soll ich denn sagen?«

»*Make this man better or I shoot you.* (Mach, dass es diesem Mann besser geht, oder ich erschieße dich.)«

»Mäik siss män better or ei ... or ei ...«

»*Shoot you.*«

»Schuut ju«, sagt Agatha.

»*Bring him here, put him in this bed* (Bring ihn her, leg ihn in dieses Bett)«, erwidert Katrien.

»Ich kapiere das nicht ...«, fängt Agatha an.

»Du weißt doch ganz genau, was du tun musst. Lege ihn jetzt da in das Bett.«

Der Soldat ist schlimm krank gewesen. Sein schwarzes Haar ist ganz nass vom Schweiß gewesen, sein Gesicht war feuerrot und trotzdem hat er auch ein bisschen gelb ausgesehen mit so einem weißen Ring um den Mund – bah. Er hat Malaria bekommen, als sie im Bosveld am Kämpfen gewesen sind. Zum Glück hat er nirgendwo geblutet, sonst hätte sich Katrien sicher vor ihm geграust und Oma Susan vermutlich auch.

Der kranke Soldat ist der Anführer der Engländer gewesen. Oma Susan und ihre Mutter haben ihn gesund machen müssen, sonst hätten die Engländer sie totgeschossen, erzählt Opa Bernard immer. Wegen des Fiebers hat der Mann die ganze Zeit gezittert und dann ist es ihm auf einmal glühend heiß geworden. Das ist so, wenn man Malaria hat. Katrien hat deshalb eine ganze Menge zu tun. »Hol schnell die Decken«, fordert sie Agatha auf. »Und bring auch gleich ein Glas Wasser mit.« Sie macht das Essen fertig und füttert ihn damit Löffelchen für Löffelchen. Er heißt John Woodroffe, flüstert er ihr zu.

»Und was soll ich jetzt machen?«, fragt Agatha.

»Du gehst Feuer machen und knetest den Brotteig«, befiehlt Katrien.

»Aber ich bin doch ein Engländer?«

»Ja, schon, bis eben, aber jetzt bist du das Küchenmädchen.«

Eigentlich weiß Katrien nicht so genau, wie sie jetzt weiter spielen muss, denn Oma Susan und Grandpa John haben sich

ineinander verliebt. Aber wie soll man das spielen? Davon hat sie keine Ahnung. Aufs Küssen hat sie überhaupt keine Lust. Sie hat Hannes und sein Mädchen einmal dabei beobachtet – echt eklig fand sie das!

»Ich habe keine Lust mehr«, jammert Agatha.

»Es ist auch viel zu heiß«, erwidert Katrien. »Komm, wie fragen deine Mutter mal, ob sie Zitronenlimonade für uns hat.«

An der Küchentür will Agatha von ihr wissen: »Was magst du lieber: Süßigkeiten oder ins Kino gehen?«

Katrien runzelt die Stirn. »Das kann ich nicht so einfach sagen. Süßigkeiten sind Süßigkeiten und Kino ist Kino – es ist einfach nicht dasselbe, verstehst du?«

Gelegentlich gehen sie an einem Freitag- oder Samstagabend ins Autokino. Im Ort gibt es ein Kino, in dem man auf einem weichen Sessel sitzt und Popcorn isst, aber das ist viel zu teuer und bei Katrien zu Hause gibt es viele Kinder – wenn sie das machen, ist Papa gleich wieder pleite.

Ihre Mutter und die Zwillingsschwestern mögen Liebesgeschichten, Katrien findet jedoch die Küsserei ziemlich langweilig. Ihr Vater und ihre Brüder lieben James Bond und Cowboyfilme, aber Katrien mag die ganze Schießerei nicht. Wenn sie mit Agatha Krieg spielt, dann schießen sie nie – dann machen sie nur Menschen gesund. Trotzdem sagt Katrien nie, dass ihr die Filme nicht gefallen, denn wenn sie das täte, müsste sie zu Hause bei Oma bleiben und gemeinsam mit den anderen ausgehen mag sie schon sehr.

»Darf Agatha heute Abend mit ins Kino?«, will sie am Samstagnachmittag von ihrer Mutter wissen. »Sie kennt das gar nicht.«

»Nein, das geht nicht, die darf da nämlich nicht hinein.«

»Warum denn nicht?«

»Weil sie schwarz ist.«

Über Katriens Nase erscheint eine Falte. »Warum sollen denn schwarze Kinder nicht ins Kino gehen dürfen?«

»Hey, Katrien, das ist einfach so. Das steht nun einmal so im

Gesetz. So, und jetzt geh bitte noch ein bisschen draußen spielen. Ich muss kochen.«

Katrien überlegt einen Augenblick. »Aber wenn wir Agatha unter einer Decke verstecken würden? Dann könnte sie heimlich unter der Decke ...«

»Katrien!«

Gut, sie geht nach draußen, das ganze Stück bis zur Hintertür schlurft sie aber betont langsam – ihre Mama soll ruhig merken, dass sie schlechte Laune hat.

Vielleicht kann sie selbst ja beim nächsten Mal versuchen, Agatha unter einer Decke hineinzuschmuggeln, irgendwo im Gepäckraum von ihrem Kleinbus – da kümmert sich doch sowieso niemand darum, was sie hinten macht. Einmal hat sie während eines furchtbar langweiligen Films eine ganze Schachtel Pralinen allein gegessen. Als die anderen das nach dem Film endlich gemerkt haben, sind sie ganz schön stinkig geworden. »Du setzt langsam Babyspeck an«, hat Salomé geschnaubt.

»Und du kriegst Pickel!«, hat Sorette hinzugefügt.

Aber da war es schon zu spät, weil die Pralinen schon in ihrem Bauch waren.

In dem Film heute Abend geht es um einen großen Mann mit Falten um den Mund, der auf einem Pferd reitet und um sich schießt. Er heißt John Wayne, das weiß Katrien, im Kino hängen schließlich überall Plakate vom ihm, genau wie von Sean Connery – allerdings sind die beiden nie gemeinsam auf demselben Plakat zu sehen, weil John Wayne gegen die Indianer kämpft und Sean Connery gegen die Kommunisten, so wie in dem Film *From Russia with love*. Ein schöner Titel für einen Film, findet Katrien – *Liebesgrüße aus Moskau*. Aber wenn es nach Opa geht, ist Russland voller Kommunisten und die sind rot und gefährlich. Beide Männer, John Wayne und Sean Connery, sind ganz verrückt nach hübschen Frauen – John Wayne nach jungen Frauen in langen Kleidern ohne irgendein bisschen nackte Haut und Sean Connery auf junge Frauen in Bikinis, bei denen ganz viel nackt bleibt.

Wenn Katrien später einmal groß ist, wird sie nur Kleider tragen, die man bis zum Hals zuknöpfen kann, denn mit nackter Haut möchte sie nichts zu tun haben.

Oft kann sie sich auf die Handlung des Filmes keinen Reim machen. Deshalb hat sie sich auch seinerzeit über die Pralinen hergemacht. Aber momentan haben die anderen die Süßigkeiten versteckt.

In den Cowboyfilmen weht ab und zu ein Steppenläufer durchs Bild: ein losgerissener Strauch, der vom Wind weggeblasen wird und deshalb hin und her kullert. Das wiederum findet Katrien sehr schön, allerdings ist es eine Art trauriger Schönheit, so einsam und allein. Sie kennt diese Steppenläufer auch von Zuhause – auf der Farm findet man sie ebenfalls sehr oft. Manchmal weht sie der Wind sogar ein bisschen in die Luft, anschließend wiederum liegen sie für eine Weile ganz ruhig da und danach kullern sie plötzlich weiter, bis sie irgendwo im Stacheldraht hängen bleiben. Opa nennt sie immer nur »Rollbüsche« und sagt, das sei Unkraut – nicht einmal die Schweine könnten die Samen davon fressen. Katrien sieht sie dagegen echt gern. Sie mag auch das Wort »Roll-Busch«. Das kann man so schön im Rhythmus sprechen: Roll-Busch, Roll-Busch ...

»Los jetzt, ab ins Auto!«, ruft ihre Mutter durch den Flur. »Katrien, hast du dir schon die Zähne geputzt?«

»Mama, ich kann meine Rugbyhose nicht finden!«, ruft Hannes aus dem Jungenschlafzimmer.

»Die ist sicher noch in der Waschküche. Zieh doch einfach deine schwarze Trainingshose an«, antwortet Mutter von der Haustür her. »Ihr müsst euch jetzt wirklich beeilen, sonst kommen wir noch zu spät.«

»Finger weg von meiner Hose, verstanden!«, ruft Bernard von irgendwo im Haus.

Katrien nimmt sich ihr Päckchen mit Pausenbrotten vom Küchentisch und rennt zur Haustür. Die Zähne hat sie sich nicht geputzt, dazu ist jetzt auch keine Zeit mehr. Sonst fangen die Gro-

ßen gleich wieder an zu motzen. Jetzt schafft sie es noch, neben Hannes im Kleinbus zu sitzen.

Wenn Schule ist, bringt ihre Mutter die ganze kleine Gesellschaft in die Schule – mit dem Kleinbus, denn ihr Vater meint, dass der als Einziger groß genug ist für so eine Kinderschar. Katrien findet es ein bisschen blöd, dass sie so viele sind. Ihr Vater sagt immer, dass sie ihm die Haare vom Kopf fressen, und Oma sagt, dass sie sie ganz wuschig im Kopf machen. Die Großen klettern auf die Sitzbänke und fangen sofort an, darüber zu streiten, wer vorne neben ihrer Mutter sitzen darf. Katrien steigt immer, ohne zu zögern, ganz hinten ein, das ist ihr Platz. Da kann sie schön sitzen und ihren eigenen Gedanken nachhängen, ohne dass sie jemandem auf die Nerven fällt.

Nachmittags muss sie zusammen mit ihrer Mutter warten, bis die Großen mit dem Sportunterricht oder dem Rugbytraining fertig sind. Während dieser Zeit hat sie ihre Mutter immer ganz für sich allein und kann nett mit ihr plaudern. Nur wenn ihre Mutter ein Buch liest, was manchmal vorkommt, muss Katrien sie in Ruhe lassen.

Schon seit der kurzen Pause am vergangenen Montag muss Katrien über etwas nachgrübeln. Bis jetzt hat sie es nicht gewagt, ihre Mutter danach zu fragen, aber jetzt ist es schon Freitag und sie hält es nicht länger aus.

»Mama?«

»Hm?«

»Als ich noch in deinem Bauch war ...«

»Ja?«

»Du weißt schon, als ich noch ...« Sie weiß nicht, wie sie das genau in Worte fassen soll.

»Hey, Katrien, was ist jetzt wieder?«

Jetzt muss sie es sagen – schließlich kennt sie ihre Mutter nicht erst seit gestern. Sie holt tief Luft. »Montag, also in der kurzen Pause, da hat Jaquelette zu mir gesagt, also da haben wir unsere Pausenbrote gegessen da unter dem Seidelbast, weil wir nicht ins ...«

»Katrien, komm zur Sache.«

Die Geduld ihrer Mutter hat ihre Grenzen, das hört sie. Jetzt muss sie die Frage stellen. Sie setzt sich aufrecht hin und erklärt: »Jaquelette hat gesagt, ihre Mutter hätte erzählt, du hättest drei Monate am Stück geweint, als du gehört hast, dass ich geboren werden würde. Weil du schon genug Kinder hattest. Ist das wahr?«

Sie ist ganz außer Atem, aber egal, jetzt ist es heraus.

Ihre Mutter sitzt zunächst eine Zeit lang totenstill da, sodass Katrien sich schon fragt, ob sie überhaupt noch eine Antwort bekommt oder nicht. Vielleicht hält ihre Mutter ihr sogar eine Standpauke, weil sie es gewagt hat, so etwas zu fragen. Doch ihre Mutter sagt schließlich: »Jaquelette und ihre Mutter sind echte Klatschtanten. Mir wäre es lieber, wenn du dir andere Freundinnen suchst.«

»Aber ist es denn nun wahr oder nicht?«

Ihre Mutter beißt sich auf die Unterlippe. Dann fängt sie langsam an zu sprechen. Sie spricht, als ob sie es mit einer Erwachsenen zu tun hätte. »Du musst gut begreifen, Katrien, wie es am Anfang für Papa und mich gewesen ist. Wir haben kurz nacheinander vier Kinder bekommen. Die beiden Jungen waren geplant, aber das dritte Kind kam etwas früher, als wir es eigentlich gewollt hatten. Und als dann auch noch klar war, dass es Zwillinge werden würden, ist Papa und mir beinahe alles über den Kopf gewachsen. Wenn Oma und Opa nicht gewesen wären, hätten wir es nicht geschafft – vier Kinder in drei Jahren ist wirklich kein Vergnügen. Ganz abgesehen davon ist das auch schon eine große Familie. Und dann, gerade als die Zwillinge endlich eingeschult worden sind und ich mich auf ein bisschen Zeit für mich selbst gefreut habe, habe ich gemerkt, dass ich wieder schwanger war. Ja, ich habe geweint, aber damals habe ich dich natürlich noch nicht gekannt. Als du erst einmal geboren warst ... Ach, Katrien, Papa und ich sind so glücklich über dich gewesen! Du bist so lieb gewesen, so vollkommen. Alle waren froh. Deine Brüder haben sich gar nicht mehr eingekriegt, weil du so klein und süß gewesen bist, und Salomé und Sorette wollten den ganzen Tag Vater-Mut-

ter-Kind mit dir spielen. Und du bist immer noch ein bisschen so etwas wie das Kind von uns allen, denkst du nicht auch?»

Das ist so, überlegt Katrien. Ihre Brüder nennen sie immer »Wuschelkopf« und dann bringen sie ihre Frisur durcheinander. Selbst ihr Großvater nennt sie so, denn ihr rotblondes Haar steht ihr immer in wilden Büscheln vom Kopf ab. Es hat ihr immer gefallen, wenn sie sie so genannt haben, weil sich das so anhört, als wäre sie etwas Besonderes, so als ob sie sie besonders gernhätten, aber in der letzten Zeit ist sie sich da nicht mehr so sicher. Salomé und Sorette haben langes, dunkles Haar, ohne Locken – sie sehen wirklich hübsch aus, das wissen alle. Niemand würde sie jemals »Wuschelkopf« nennen. Katrien hat auch schon oft versucht, ihre Haare ganz glatt zu kämmen, wenn sie sie gewaschen hat, sie fangen allerdings sofort wieder an, sich zu wellen. Selbst wenn sie sich die Haare klatschnass macht und sie ganz flach an ihren Kopf klebt, sehen sie immer noch anders aus als die von ihren Schwestern.

Sie findet es übrigens auch nicht mehr so toll, dass sie ihr ständig in den Haaren herumwühlen. Natürlich versucht sie, sie so gut sie kann unter Kontrolle zu bekommen, aber das ist nicht einfach, weil ihre Haare so ein Eigenleben haben.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen und das Plauderviertelstündchen mit ihrer Mutter ist vorbei.

»Los jetzt, ab nach hinten mit dir«, befiehlt Hannes. Er schiebt sie spielerisch zur Seite, steigt ein und fängt augenblicklich zu reden an. »Mama, weißt du, was heute beim Training passiert ist? Der große Koos ...«

Katrien klettert über Sitzbänke hinweg in die letzte Reihe und legt sich dort flach auf den Rücken, sodass niemand sie sehen kann. Die Geschichte von Hannes hört sie sich nicht an. Was große Brüder so erzählen, ist meistens genauso langweilig wie die Geschichten von großen Leuten.

Während sie auf den Hof fahren, sieht Katrien den Pick-up der Nachbarn vor ihrem Haus stehen. Die Nachbarn sind erst vor

zwei Jahren neben ihnen eingezogen. Es sind Engländer. Keine Spielkameraden, denn der Nachbar hat schon graue Haare, und wenn Menschen graue Haare haben, sind ihre Kinder schon groß.

Manchmal kommt die Nachbarin vorbei, um Oma zu besuchen, und der Nachbar plaudert mit ihrem Opa und ihrem Vater über Bauernangelegenheiten. Das sind komische Gespräche, weil der Nachbar aus Natal kommt, wo die Leute nur Englisch sprechen. Oma Kate sagt, dass Opa sehr gut Englisch sprechen kann – er will es nur nicht.

Der Nachbar heißt Charles und seine Frau Anne. Von der Landwirtschaft hat der Nachbar nicht die leiseste Ahnung, denn in Natal hat er für eine Tageszeitung gearbeitet. Er kennt immer noch eine Menge Leute, die für eine englische Zeitung arbeiten. »Ein Haufen Kommunisten«, behauptet Opa, aber Katrien ist davon überzeugt, dass er das nur sagt, wenn Nachbar Charles nicht dabei ist.

Der Nachbar weiß immer alles, was gerade im Land passiert – schließlich ist er ein Zeitungsmensch. »Charles erwartet große Probleme mit den schwarzen Schulen«, berichtet Katriens Vater eines Sonntagnachmittags bei Tisch. »Das hat er von einem Journalisten beim *Star* erfahren. Die Kinder scheinen sich gegen Afrikaans aufzulehnen.«

»*The Star* ist das Sprachrohr der Kommunisten«, verkündet Opa. »Das ist alles Propaganda.«

»Was ist das, Propaganda?«, will Katrien wissen.

»Was haben die denn für ein Problem?«, fragt Salomé ungeduldig. »Sie müssen doch schließlich Afrikaans lernen.«

Alle reden gleichzeitig, aber trotzdem verstehen sie sich.

»So wie ich es verstehe«, antwortet ihr Vater, »sollen von jetzt an in der Hälfte der Fächer auf Afrikaans unterrichtet werden. Das ist im letzten Jahr mehr oder weniger so gesetzlich festgelegt worden.«

»Was ist Propaganda?«, will Katrien noch einmal wissen.

»Das ist auch gut so«, erklärt Bernard. »Wir wären alle schon

sehr viel weiter, wenn jeder in diesem Land ordentlich Afrikaans sprechen könnte.«

»Welche Schwierigkeiten erwartet Charles eigentlich, Kobus?«, ertönt die tiefe, ruhige Stimme ihrer Oma.

»Was ist ...«

»Katrien, iss deine Erbsen, auch die, die du unter der Kürbisschale versteckt hast«, fordert ihre Mutter sie auf. Mama hat Röntgenaugen. Katrien hasst Erbsen, diese mehligten Dinger – bah.

Jetzt weiß sie immer noch nicht, was Propaganda ist, und das wird sie auch nie erfahren, denn bis heute Abend, wenn sie ihre Mutter endlich fragen könnte, hat sie längst wieder vergessen, was sie wissen wollte.

»Der Minister für Farbigenunterricht hat gesagt, dass ihm nichts von drohenden Unruhen bekannt ist und er auch keine Angst vor so etwas hat«, erläutert Opa. »Wir können ihm die Geschichte also ruhig überlassen. Dieser Treurnicht¹ hat Rückgrat, das ist ein waschechter Afrikaaner. Der wird sich doch durch so ein Kindergeschwätz nicht aus dem Konzept bringen lassen.«

Jeden Abend essen sie als Familie gemeinsam an der großen Tafel im Esszimmer. Am Sonntag essen Opa und Oma auch mit. Nach dem Abendessen hören Vater und Mutter Radio. Die großen Kinder erledigen ihren Hausaufgaben und Katrien muss in die Badewanne. Dazu muss sie erst ein Holzscheit unter den Kessel vor dem Badezimmer legen, um das Feuer anzuheizen, und sie darf nicht zu viel heißes Wasser verbrauchen, denn die anderen wollen schließlich auch noch baden.

An einem kalten Abend zu Beginn des Winters, als Katrien nach dem Baden noch einmal zum Gute-Nacht-Sagen kommt, sitzt die ganze Familie gebannt vor dem Radiogerät. Das ist selt-

¹ Anm. d. Übers.: Andries Petrus Treurnicht (1921–1993) war ab 1976 stellvertretender Bildungsminister in Südafrika. Der studierte Theologe war ein glühender Anhänger der Apartheid und bekämpfte bis zuletzt deren Lockerung und schließliche Beseitigung.

sam: Die Schule hat schon wieder angefangen, also sollten die Großen eigentlich ihre Hausaufgaben machen.

Plötzlich hört sie, wie der Mann im Radio berichtet, die Kinder von Orlando weigerten sich, in die Schule zu gehen.

»Man kann sich einfach so weigern, in die Schule zu gehen?«, möchte Katrien verdutzt wissen. »Das ist mir neu.«

»Sch, sch, sch«, macht Salomé gereizt. »Wir wollen das hören.«

Katrien versucht ebenfalls zuzuhören, sie versteht allerdings kaum etwas. »Kann ich mich auch weigern, in die Schule zu gehen?«, fragt sie ihre Mutter leise.

»Katrien!«, weist ihr Vater sie zurecht.

Da hält Katrien lieber den Mund.

Der Mann im Radio spricht weiter. Er redet über Treurnicht, so viel bekommt Katrien mit.

»Jetzt machen sie aber wirklich aus einer Mücke einen Elefanten«, schimpft Salomé, nachdem der Mann endlich schweigt. »Wir bekommen in der Schule Nord-Sotho beigebracht, also sollen die gefälligst auch Afrikaans lernen. Das ist doch wohl selbstverständlich!«

»Die schwarzen Kinder sind es gewöhnt, auf Englisch unterrichtet zu werden«, erklärt Vater. »Aber nach dem neuen Gesetz müssen Mathematik, Rechnen und Gesellschaftslehre auf Afrikaans angeboten werden.«

»Ich frage mich, ob die Lehrer überhaupt selbst ordentliches Afrikaans sprechen können«, brummt Bernard.

»Da habe ich so meine Zweifel«, erwidert Vater kopfschüttelnd. »Katrienchen, sag Gute Nacht, dann kannst du ins Bett.«

»Kann ich mich auch weigern, in die Schule zu gehen?«, will diese wissen. Das wäre ziemlich genial, denn dann könnte sie mittwochs ...

»Auf gar keinen Fall«, entgegnet ihr Vater. »Los jetzt, ab ins Bett mit dir.«

Katrien liegt noch lange wach. Es wäre wirklich wunderbar, einfach nicht mehr in die Schule gehen zu müssen. Sie geht nicht gern, weil die Lehrerin ständig an ihr herumnörgelt. Wo wohl

dieses Orlando liegt? Vielleicht sollte sie dort in die Schule gehen, denn dann könnte sie ...

Doch sie ist zu müde, um weiter nachzudenken.

Bernard ist Klassenvertreter. Er trägt eine besondere Anstecknadel auf seiner Schuluniform. Deshalb ist Katrien furchtbar stolz auf ihn. Salomé und Sorette waren in der Grundschule auch jeweils Klassenvertreterinnen, aber so weit wird Katrien es niemals bringen, das weiß sie jetzt schon. Ständig träumt sie in den Tag hinein und vergisst des Öfteren, ihre Hausaufgaben zu machen, deshalb bekommt sie immer wieder einen auf den Deckel. »Ich kann es einfach nicht glauben, dass du die Schwester von Salomé und Sorette sein sollst«, schimpft Fräulein Ratte fortwährend. »Du bist wirklich stinkfaul!«

Der Spitzname von Fräulein Ratte ist »Mäuseratte« – mit ihrem schmalen Gesicht, ihrer langen Nase und ihrer runden Brille sieht sie ein bisschen aus wie eine Spitzmaus. Die Kinder haben Angst vor ihr – deshalb würden sie es niemals wagen, so von ihr zu sprechen, wenn sie in der Nähe ist.

Jaquelette ist Katriens beste Freundin. Geschwister hat sie keine, weder einen Bruder noch eine Schwester – in ihrem Haus wohnt noch nicht einmal ein Vater, denn ihre Mutter ist von ihm weggelaufen, als Jaquelette noch klein war. Sein ewiges Gesaue fand sie zum Kotzen. Jetzt wohnt Jaquelette allein bei ihrer Mutter.

Katrien sagt niemals »kotzen«, wenn ihre Mutter oder ihre Oma dabei sind, denn dann waschen sie ihr den Mund mit Seife aus.

Jaquelettes Mutter hat lange, rote Fingernägel. Sie raucht lange Zigaretten, färbt sich die Haare rot und trägt eng anliegende Hosen – eigentlich sieht sie überhaupt nicht wie eine Mutter aus. Jaquelette meint aber, dass sie klasse ist, denn sobald im Ort ein Sendemast errichtet wird, marschiert sie los und kauft sich einen Fernseher. »Ein Teevau«, nennt Jaquelette das.

Jaquelette kommt nie zum Spielen vorbei, denn bei Katrien zu

Hause können sie sie alle nicht leiden. »Das sind echte Hinterwäldler«, bemerkt Salomé. »Schau dir doch nur einmal die Mutter an! So eine ordinäre Ziege!«

»Und was ist das überhaupt für ein Name: Jaquelette?«, fügt Sorette hinzu.

»Ich hätte es gern, dass du dir eine andere Freundin suchst, Katrien«, fordert ihre Mutter sie auf. »In deiner Klasse sind doch so viele nette Mädchen.«

Aber das ist ein Problem – nur Jaquelette will sich mit ihr befreunden. Vielleicht weil sie ebenso viele Standpauken bekommt wie Katrien. Katrien findet den Namen Jaquelette unglaublich schön. »Meine Mutter wollte ihr Töchterchen nicht mit ›Jacomina Aletta‹ belasten, deshalb hat sie ›Jaquelette‹ daraus gemacht«, berichtet Jaquelette.

»Mich haben sie mit ›Katharina Johanna‹ belastet.«

»Du Arme. Sicherlich mag dich deine Mutter nicht besonders«, entgegnet Jaquelette mitfühlend. »Und die Mäuseratte ist in der Schule auch so gemein zu dir, diese blöde Kuh. Das ist echt fies von ihr. Wirklich fies.«

Ja, Jaquelette ist ihre allerbeste Freundin.

Heute Nachmittag ist Katriens Vater viel früher zu Hause als sonst – das Melken kann doch noch lange nicht fertig sein, das weiß Katrien ganz genau. Er wäscht sich noch nicht einmal die Hände, sondern geht gleich durch bis ins Wohnzimmer. »Charles hat gesagt, in Soweto seien Unruhen ausgebrochen«, erklärt er, während er das Radio anschaltet. »Ich will mal eben hören, ob sie im Radio etwas darüber berichten.«

Durch das Zimmer ertönt jedoch nur Musik. Erst in den Abendnachrichten erfahren sie, was los ist. Die Großen setzen sich nicht an ihre Hausaufgaben und niemand fordert Katrien auf, in die Badewanne zu steigen. Alle sitzen sie da und hören zu.

In Soweto ist alles furchtbar aus dem Ruder gelaufen.

Der Anführer der Schulkinder von Soweto, so viel versteht

Katrien, wollte mit den Kindern nach Orlando laufen, eines der schwarzen Wohnviertel von Soweto. So ein Anführer ist sicher so etwas wie ein Klassenvertreter, also so einer wie Bernard. Als die Polizei sie schließlich hat aufhalten wollen, sind sie schlichtweg auf einem anderen Weg weitermarschiert. Es waren eine ganze Menge Kinder, Tausende auf einmal. Sie haben Lieder gesungen und »Weg mit Afrikaans!« über die Straße gerufen. Das haben sie natürlich auf Englisch gerufen, Afrikaans können sie bekanntlich nicht ausstehen. Anschließend haben sie angefangen, die Polizei mit Steinen zu bewerfen.

Katrien sitzt mit angehaltenem Atem da und hört zu, aber sie hält ihren Mund.

Die Polizei, berichtet der Nachrichtensprecher, musste Tränengas und Hunde einsetzen, um die demonstrierenden Kinder unter Kontrolle zu bekommen.

»Haben die Hunde die Kinder ...«

»Katrien!«, verwarnt sie ihr Vater.

Die Kinder haben einfach weiterdemonstriert – was das ist, weiß Katrien nicht so genau – und schließlich hat die Polizei scharfe Munition eingesetzt.²

»Haben sie denn auf die Kinder geschossen?«, will Katrien flüsternd von ihrer Mutter wissen.

Die nickt jedoch nur ernst.

² Anm. d. Übers.: Am 16. Juni 1976 protestierten im Township Soweto zwischen 10.000 und 20.000 Schüler, denen 48 Polizisten, darunter acht Weiße gegenüberstanden. Bereits am Vormittag gab es zwei Tote und zwölf Verletzte. Im Laufe des Nachmittags griffen Schüler und andere Bewohner Sowetos Polizeistationen, von Weißen betriebene Einrichtungen und zahlreiche Weiße selbst an. Die Polizei wurde um 1500 schwer bewaffnete Einsatzkräfte verstärkt, die ohne Vorwarnung das Feuer eröffneten. Bei den Auseinandersetzungen kamen insgesamt 575 Menschen ums Leben, davon 451 durch Polizeigewalt, 3907 wurden verletzt, davon 2389 durch Polizisten. Die Unruhen griffen in der Folgezeit auf andere Townships über und dauerten bis 1978 an. Wegen des unverhältnismäßigen Gewalteinsetzes wurde Südafrika vom UNO-Sicherheitsrat scharf kritisiert und zur Abschaffung der Apartheid aufgefordert.

»Einige Dutzend Kinder sind verletzt worden, davon einige tödlich, offizielle Angaben gibt es allerdings noch nicht«, verkündet der Nachrichtensprecher. »Einer der getöteten Schüler ist der dreizehnjährige Hector Pieteron aus der Mittelschule von Orlando-West.«

»Hat die Polizei die Kinder totgeschossen?«, fragt Katrien vollkommen entsetzt. Bis jetzt hat sie immer gedacht, dass die Polizei zu Kindern immer nett ist, denn das hat der Polizeibeamte gesagt, der einmal in ihre Klasse gekommen ist.

Mutter legt einen Finger auf ihre Lippen. Alle anderen sitzen nach vorn gebeugt vor dem Radio und hören zu.

Katrien vergisst ständig, dass sie den Mund halten soll.

Der Nachrichtensprecher fährt fort: »Punt Jason, der stellvertretende Minister für Farbigenunterricht, hat heute in einer Fragestunde zu dem neuen Gesetz gesagt: ›Der Schwarze wird für die Arbeit auf den Farmen und in den Fabriken ausgebildet. Sein zukünftiger Arbeitgeber spricht Englisch oder Afrikaans, ebenso sollte es deshalb auch der Mann, von dem er seine Aufgaben bekommt. Also nein, wir haben die Schwarzen bei diesem Gesetz nicht um Rat gefragt. Ich habe die Verfassung der Republik Südafrika zu Rate gezogen.««

Vater nickt zustimmend. »Der Mann hat vollkommen recht«, erklärt er. »Wer in diesem Land eine gute Arbeitskraft sein möchte, der muss die beiden Landessprachen fließend sprechen können.«

In diesem Fall muss sie Agatha unbedingt Englisch beibringen, überlegt Katrien ernsthaft. Agathas Englisch ist wirklich schlecht und Katrien fände es schade, wenn sie später keine gute Arbeitskraft werden würde.

Auf der anderen Seite versteht Martha auch kein Wort Englisch. Trotzdem putzt sie das Haus immer sehr ordentlich und kann darüber hinaus auch wunderbar kochen. »Martha spricht auch kein Englisch.«

»Katrien! Halt den Mund, sonst musst du ins Bett«, sagt ihr Vater streng.

Sie ist mucksmäuschenstill.

»Erzbischof Desmond Tutu³ hat in einem Kommentar gesagt, dass dieses Gesetz heftigen Widerstand unter der schwarzen Bevölkerung hervorrufen werde, weil Afrikaans als Sprache der Unterdrückter angesehen werde. Und die Vereinigung englischsprachiger Lehrkräfte weist darauf hin, dass der Übergang vom englischen zum afrikaansen Unterricht die Schüler dazu zwänge, zunächst die Sprache zu lernen, bevor sie sich mit dem Unterrichtsstoff befassen könnten.«

Das versteht Katrien sofort. Wenn Agatha ihre Geschichtsstunden oder ihre Textaufgaben in Mathe plötzlich auf Englisch machen müsste, dann würde sie auch nichts auf die Reihe bekommen. »Agatha kann nie ...«, fängt sie an.

Jetzt wird ihr Vater wirklich wütend. »Jetzt reicht's aber, ins Bett mit dir!«, blafft er sie zornig an.

Sie steht sofort auf. Mit Vater ist nicht zu scherzen, das weiß sie.

Das Badewasser ist heute Abend wunderbar klar – das ist es im Winter immer. Im Sommer ist es meistens braun, weil der Fluss dann nach den Regenfällen eine starke Strömung hat.

Katrien weiß genau, wie viel heißes Wasser sie sich nehmen darf. Dieses Mal gießt sie nur ganz wenig kaltes Wasser dazu, sodass es noch kochend heiß ist, als sie in die Wanne steigt. Mama schimpft manchmal, wenn sie wieder einmal feuerrot aus der Badewanne steigt – sie sagt dann, dass das für ihre Haut nicht gut ist, meistens bekommt sie es allerdings überhaupt nicht mit.

³ Anm. d. Übers.: Desmond Tutu (* 1931) ist ein schwarzer anglikanischer Geistlicher. Von 1976 an war er Bischof des Königreiches Lesotho, einer formell unabhängigen Enklave innerhalb des Gebiets der Republik Südafrika. Bekannt wurde Tutu, der von 1986 bis 1996 Erzbischof von Kapstadt und damit Primas der anglikanischen Kirchenprovinz Südafrika war, durch seinen Einsatz gegen die Apartheid, wofür er 1984 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Ab 1995 wirkte er als Vorsitzender der Wahrheits- und Versöhnungskommission, die die Verbrechen der Apartheid aufarbeiten sollte.

Die Polizei hat die Kinder totgeschossen!

Katrien hat auf einmal überhaupt keine Lust mehr, in Orlando in die Schule zu gehen, obwohl man da auch manchmal einfach zu Hause bleiben kann.

Vielleicht haben die Kinder die Polizei selbst dazu angestachelt, schließlich haben sie die Polizisten mit Steinen beworfen.

Aber totgeschossen?

»Warum hat die Polizei denn die Kinder totgeschossen?«, will sie von ihrer Mutter wissen, als die zum Gute-Nacht-Sagen zu ihr kommt.

»Ach, Liebling, das sind die Angelegenheiten von großen Leuten, das ist Politik. Denk einfach an etwas anderes und schlaf gut.« Mutter packt sie schön eng in ihre Decke. Katrien findet das immer wunderbar, wenn ihre Mutter die Decke an den Seiten so einstopft, dass es ihr vorkommt, als sei sie eine verpuppte Raupe, und ihr dann einen Gutenachtkuss gibt. Sie ist so wunderbar weich und riecht so gut. Doch als ihre Mutter das Licht ausgeschaltet hat, liegt Katrien noch lange hellwach in ihrem Bett. Warum schießen sie jetzt Kinder tot?

»**H**ast du auch gehört, dass die Polizei die Kinder von der Orlando-Schule totgeschossen hat?«, will Katrien am nächsten Tag von Jaquelette wissen.

»Totgeschossen?«, fragt diese geschockt. »Du meinst über den Haufen geschossen, dass sie mausetot sind?«

»Ja, hast du denn nicht die Nachrichten gehört? Hey, bah, schon wieder Erdnussbutter mit Sirup auf meinem Brot!«

»Nein, meine Mutter hört sich immer nur das Hörspiel an. Die Nachrichten interessieren sie einen feuchten Dreck, sagt sie.«

»Oh«, erwidert Katrien. »Und ich habe meiner Mutter extra noch gesagt, dass ich Käse mit Aprikosenmarmelade möchte.«

»Ich habe *Marmite* auf meinem Brot, ekelhaft trocken. Wenn dein Bruder nächstes Jahr zur Armee geht, dann schießt er aber auch Leute tot, hörst du?«

»Nie im Leben!« Katrien nimmt einen großen Bissen von ihrem Brot. »Das würde Bernard nie tun!«

»Mit vollem Mund spricht man nicht. Und natürlich wird er das machen müssen«, entgegnet Jaquelette. »Etwas anderes machen die bei der Armee doch gar nicht.«

»Na klar, sie marschieren und sie schlafen in Zelten und sie hissen die Fahne und so ...«, verteidigt sich Katrien zögernd.

Jaquelette erhebt sich und pflanzt sich vor Katrien auf, turmhoch steht sie vor ihr. »Und sie schießen – mit Gewehren«, erwidert sie streitlustig.

»Aber doch nicht auf Menschen.« Katrien steht ebenfalls auf, sie ist allerdings nicht so groß wie Jaquelette. »Sie schießen auf Dosen.«

»Pff. Da frag aber mal deine Mutter«, entgegnet Jaquelette herausfordernd. »Du hast ja keine Ahnung. Von nichts.« Sie wirft ihr halb gegessenes Pausenbrot mit *Marmite* in den Abfalleimer und stapft zurück in den Klassenraum.

Am späten Nachmittag werden sie von Opa von der Schule abgeholt. Der kommt erst, nachdem die Mittelschule aus ist, und wenn alle dabei sind, kann Katrien ihn natürlich nicht fragen, ob Bernard im nächsten Jahr Menschen totschießen wird. Zu Hause liegt ihre Mutter in einem abgedunkelten Raum. Sie hat Kopfschmerzen. Die Großen fangen sofort an zu lernen – sie haben gerade Prüfungswoche. Vater kommt erst kurz vor dem Abendessen von den Schweineställen nach Hause.

Und Martha weiß es sicher ebenfalls nicht, da ist sich Katrien sicher. Es bleibt ihr also nichts anderes übrig, als zu warten, bis es ihrer Mutter wieder besser geht.

Als sie sich schlafen legt, liegt ihre Mutter immer noch im Bett und hat einen nassen Waschlappen auf dem Gesicht. Niemand hat Katrien Gesundheitslehre abgefragt, obwohl sie morgen darin geprüft wird. Schließlich ist es Sorette, die spät am Abend, viel später als sonst, zu ihr kommt, um das Licht auszuschalten.

Katrien weiß jetzt schon, dass sie nicht wird schlafen können,

wenn sie es nicht sicher weiß, deshalb fragt sie: »Sorette, schießen sie bei der Armee Menschen tot?«

Sorette, die fast schon zur Tür hinaus ist, dreht sich noch einmal um. »Du liebe Güte, Katrien, du kannst komische Fragen stellen. Schlaf jetzt, es ist schon spät.«

Sie knipst das Licht aus und zieht die Tür hinter sich zu.

Am Samstagmorgen komm ihr Großvater schon früh und fragt Katrien, ob sie Lust hat mitzukommen. Er möchte schauen, wo sich die Zwergenten im Schilf vor der Kälte versteckt haben. Jetzt hat sie eine Möglichkeit, mit ihm zu sprechen. Opa hat eine Thermosflasche mit Kaffee dabei und zwei große Stücke Zwieback. Der Zwieback ist herrlich, aber der Kaffee ist ganz schön bitter, denn es ist viel zu wenig Zucker darin und überhaupt keine Milch. Trotzdem ist es wunderbar, so zusammen.

Wie zwei richtig große Leute sitzen sie nebeneinander und lassen ihren Blick über das Wasserreservoir streifen. Es ist totenstill. Am Himmel scheint die Sonne und das Wasser dampft von der Kälte.

Sollte sie ihn jetzt fragen? Ansonsten geht es vielleicht nie mehr.

»Opa?«

»Hm?«

»Warum hat die Polizei die Kinder totgeschossen?«

Opa denkt eine ganze Weile nach, während Katrien geduldig wartet. Ihr Großvater antwortet immer, er sagt niemals: »Hey, Katrien, denk doch einfach an etwas anderes«, oder so.

»So eine Sache hat immer mehrere Seiten«, erklärt Opa schließlich. »Lass uns zunächst einmal gut überlegen, was da passiert ist. Die Kinder sind auf der Straße gelaufen, nicht wahr?«

»Ja, Opa, und sie haben gesungen und dann hat die Polizei sie woandershin geschickt.«

»Du hast gut zugehört. Und dann?«

»Dann haben sie die Polizisten mit Steinen beworfen. Das ist ziemlich schlimm.«

»Hm. Wie fändest du es, wenn sie dich mit Steinen bewerfen würden?«

Katrien bekommt große Augen. »Opa! Davon kann man sterben, so wie Goliat. Oder noch schlimmer, sie können dir damit ein Auge auswerfen.«

Er nickt langsam. »Wie viele Kinder waren denn da?«

Sie überlegt. »Ganz viele. Vielleicht hundert, vielleicht tausend. Vielleicht sogar eine Million.«

»Hm, vielleicht tausend. Schau, Katrien, du musst immer versuchen, dich in einen anderen hineinzusetzen, du musst sehen, wie er sich fühlt. Da war eine große Masse Kinder auf den Beinen und die waren furchtbar wütend. Die Polizisten waren nicht viele und haben sich bestimmt nicht sicher gefühlt. Ich sage nicht, dass es gut war, dass sie geschossen haben, aber sie haben das mit Sicherheit nicht einfach so gemacht. Ein Polizist, der zu Hause selbst Kinder hat, wird niemals ohne Grund auf Kinder schießen. Und ein junger Polizist mit wenig Erfahrung – wie soll der in so einer Situation reagieren? Eine große Menschenmenge führt schnell zu einer Massenhysterie und das kann auf beiden Seiten passieren. Wenn wir die Wahrheit herausfinden wollen, müssen wir uns auch die menschlichen Aspekte der jeweiligen Handlungsweisen betrachten ...« Er schweigt plötzlich und lacht dann ein bisschen verlegen. »Das ist dir jetzt zu hoch, stimmt's?«

»Nein, ich verstehe es sehr gut«, beruhigt Katrien ihn sofort – sie muss ja nicht immer alles verstehen, um es trotzdem zu kapieren. »Vielleicht haben sich die Polizisten ganz schlimm erschreckt und haben deshalb geschossen, so wie eine Löwin es macht, wenn sie Junge hat.«

»Hm«, brummt Opa. »Du bist ein schlauer, kleiner Wuschelkopf.«

Jetzt fängt das andere Problem an, ihr auf den Magen zu drücken. »Opa, und wie ist es bei der Armee? Schießen sie da auch Menschen tot?«

Wieder überlegt ihr Großvater eine ganze Weile, bevor er ihr

eine Antwort gibt. »Solange es Menschen gibt, haben sie Krieg geführt. Denk doch nur einmal an die Zeit der Bibel. Erinnerst du dich noch, dass die Israeliten immer gegen die Philister kämpfen mussten?«

»Ja«, erwidert sie sofort. »David hat mit seiner Schleuder auf Goliath gezielt – päng! – gegen seine Stirn, und dann war der mau-setot.«

In Opas blauen Augen flunkern grüne Lichtchen. »Und wie war das mit den Englischen Kriegen?«

»Ja, da hat Oma Susan Grandpa John gesund gepflegt, aber die Engländer haben ihre Brüder totgeschossen.«

»Hm. Es hat immer eine Armee gegeben, die das Land und das Volk beschützen sollte, das gehört nun einmal zum Leben dazu. Jetzt wird unser Land wieder durch einen Feind bedroht – durch die Kommunisten. Das sind Menschen aus dem Ausland, die unser Land beherrschen wollen.«

»Terroristen«, verkündet Katrien mit einem Kopfnicken. Sie liebt dieses schwierige Wort: Ter-ro-ris-ten.

»Die Armee muss uns vor ihnen beschützen und schießen gehört nun einmal dazu.«

»Wird Bernard dann im nächsten Jahr auch auf Menschen schießen, Opa?«

Ihr Großvater schüttelt langsam seinen großen, grauen Kopf. »Das hoffe ich nicht, Katrien«, antwortet er sehr ernst. »Das hoffe ich doch wirklich nicht.«

Wenn du dich in ihrer Gesellschaft ganz still verhältst und daran denkst, sie nichts zu fragen, dann vergessen die Erwachsenen, dass du da bist. Dann kannst du ohne Probleme alles mithören. Und sobald es nicht mehr interessant ist, gehst du einfach weg.

Katrien weiß schon, was »interessant« bedeutet – sie findet, das ist auch so ein nettes Große-Leute-Wort.

Mucksmäuschenstill sitzt sie auf der Veranda in dem großen Korbessel neben ihrem Vater. Nachbar Charles sitzt ihnen ge-

genüber und erzählt von der Polizei, die auf die Kinder geschossen hat. Opa meint, das seien alte Geschichten, Katrien ist allerdings noch immer ganz Ohr.

»Es war als friedliche Demonstration geplant und alles war gut vorbereitet worden«, erläutert Nachbar Charles. Obwohl er Englisch spricht, kann Katrien ihn gut verstehen, denn von klein auf hat ihre Großmutter ihr Englisch beigebracht. Das ist auch das einzige Schulfach, in dem sie wirklich gut ist.

»Die Kinder haben sich vorbildlich verhalten«, berichtet Nachbar Charles weiter. Und was war mit dem Steinewerfen?, überlegt Katrien im Stillen, sie hält jedoch lieber den Mund.

Nach Aussage von Oberst Kleingeld – witziger Name, genau wie Treurnicht – haben einige Kinder angefangen, mit Steinen zu werfen, während die anderen noch in ordentlichen Reihen marschiert sind und gesungen haben, erzählt Nachbar Charles. Daraufhin hat der Oberst einen Schuss abgegeben, aber keinen zielgerichteten. Das ist sicher einfach nur ein Warnschuss in die Luft gewesen, so etwas wie es Opa immer am Silvesterabend macht. Letztes Jahr hat er dabei zufällig die Telefonleitung zerschossen und dann sind alle böse auf ihn gewesen, aber das ist eine andere Geschichte.

Anschließend, so erzählt Nachbar Charles weiter, fingen die Kinder an zu schreien und zu rennen. Die Polizisten haben gedacht, dass die Kinder auf sie zustürmen wollten, und die Kinder haben gedacht, dass die Polizisten auf sie schießen. Die Kinder haben also noch mehr Steine geworfen und die Polizisten haben noch mehr geschossen.

Es war niemandes Schuld, möchte Katrien einwerfen – alle hatten sie einfach nur Angst. Aber sie schweigt still.

»Das ist eine Wiederholung von Sharpeville⁴«, entgegnet ihr Vater ernst. »Ich hoffe nur, dass die Reaktionen aus dem Ausland nicht dieselben ökonomischen Folgen haben wie 1960.«

Nachbar Charles schüttelt den Kopf. »Ich weiß auch nicht, was unserem Land noch alles bevorsteht«, erklärt er langsam. »Die Erste-Hilfe-Stationen sind von Verletzten geradezu überrannt worden, von heftig blutenden Kindern, aber in ihrem offiziellen Bericht haben die Ärzte alle Schusswunden als Abszesse registriert.«

An Weihnachten sind sie immer als Familie zusammen. Manchmal kommen Tante Gretel und Onkel Jakób zu ihnen, aber in diesem Jahr fahren sie alle zusammen nach Johannesburg.

Tante Gretel und Onkel Jakób wohnen mit ihren drei Kindern

⁴ Anm. d. Übers.: Nachdem die Apartheidregierung die »Passgesetze« verschärft und damit die Bewegungsfreiheit der schwarzen Bevölkerung stark eingeschränkt hatte, versammelten sich am 21. März 1960 zwischen fünf- und siebentausend Schwarze vor einem Polizeirevier im Township Sharpeville, um sich im Sinne des passiven Widerstandes wegen Verstößen gegen die Passgesetze verhaften zu lassen. Die Polizeistation war zu diesem Zeitpunkt mit zwanzig Beamten besetzt, die im Laufe des Tages auf rund dreihundert verstärkt wurde. Nachdem sich die Demonstranten auch durch tieffliegende Kampfflugzeuge nicht vertreiben ließen, wurde aus dem Polizeirevier heraus am frühen Nachmittag mit Maschinenpistolen auf sie geschossen. Dabei fanden 69 Schwarze den Tod (sie wurden meist von hinten erschossen), eine unklare Anzahl weiterer wurde verletzt und später teilweise verhaftet.

Die Folgen des Massakers von Sharpeville waren beträchtlich: Weil es landesweit zu Unruhen kam, verhängte die Regierung am 30. März den Ausnahmezustand und verbot kurz darauf die Schwarzenorganisationen ANC (*African National Congress*) und PAC (*Pan African Congress*), die daraufhin dem gewaltfreien Widerstand abschworen und sich zu militanten Untergrundbewegungen entwickelten. Der UNO-Sicherheitsrat verurteilte Südafrika scharf, dem Land drohte zudem ein Ausschluss aus dem *Commonwealth of Nations*, dem es nur durch seinen eigenen Austritt zuvorkam. Durch einen internationalen Boykott sowie den Abzug ausländischen Kapitals geriet die Wirtschaft Südafrikas in eine Schiefelage.

1966 erklärte die UNO den 21. März zum »Internationalen Tag gegen Rassismus«.

in einem sehr alten und wunderschönen Haus. Oma ist dort aufgewachsen, denn das Haus hat Grandpa John für Oma Susan gebaut.

Die Geschichte von Tante Gretel ist auch eine der schönsten Geschichten, die Katrien kennt. Sie muss an sie denken, während sie mit dem Rücken gegen eine Reisetasche gelehnt ganz hinten in dem Kleinbus sitzt. Tante Gretel ist nämlich gar nicht ihre richtige Tante, weil sie keine richtige Tochter von Oma ist. Früher ist sie ein deutsches Mädchen gewesen, aber im Krieg ist ihr Vater durch die Engländer oder so totgeschossen worden. Später ist dann auch noch ihre Mutter gestorben, als sie in ein Konzentrationslager musste. Das war in Polen, dem Land, wo Onkel Jakób gewohnt hat. Dann ist Tante Gretel also ein Waisenkind gewesen. Onkel Jakób hat sie gefunden und für sie gesorgt und nach einer Weile hat er sie mit einem Schiff zu Oma und Opa ins Bosveld geschickt. Da hat sie dann Afrikaans gelernt und ist so ihre Tochter geworden, die Schwester von Papa.

Tante Gretel und Onkel Jakób haben drei Kinder: Katja, die eigentlich Katharina heißt, Stan und Bernard. Alle drei sind sie älter als Katrien, genauso alt wie Hannes und die Zwillinge. Ihr Cousin Bernard ist nur ein bisschen älter als sie selbst, aber sie mag ihn nicht, weil er immer bei allem der Bestimmer sein will.

Jetzt sind sie in ihrem Kleinbus auf dem Weg nach Johannesburg. Katrien sitzt hinten bei dem Gepäck und der Verpflegung für unterwegs. Von hier aus hat sie auch einen guten Blick auf den Anhänger. Darin sind ihre Kleidung und ein riesiger Berg Geschenke verstaut. Es wäre eine regelrechte Katastrophe, wenn sich der Anhänger losmachen würde und auf der Springbockebene zurückbliebe. Deshalb behält sie das Ding gut im Auge, aber zum Glück folgt er ihnen ganz treu.

»Lasst uns doch alle einmal zusammentragen, was unserer Meinung nach das wichtigste Ereignis des letzten Jahres gewesen ist«, schlägt Katriens Mutter vor. Sie überlegt sich immer irgendetwas, damit es ihnen auf der langen Fahrt nicht langweilig wird. »Opa fängt an.«

»Hm, lass mich kurz nachdenken«, erwidert der. »Ich glaube,

das war der Jagdausflug, den ich mit Bernard im Juli in Rhodesien gemacht habe.«

»Ja, das finde ich auch«, pflichtet Bernard ihm sofort bei. Er kneift Opa freundschaftlich in die Schulter. »Vor allem der Kudu-Stier, den ich dabei erlegt habe. Erinnerst du dich noch, wie lange wir dem auf der Spur gewesen sind? Und die ganze Zeit sind da die beiden Soldaten dabei gewesen, die uns gegen die Terroristen beschützen mussten ... Ja, für mich war das mit Sicherheit der Höhepunkt des Jahres.«

»War das nicht eher, als du zum Kapitän der Rugbymannschaft gewählt worden bist?«, will Salomé überrascht wissen.

»Nein, der Kudu war besser. Aber das verstehst du natürlich nicht, du hast ja noch nie in Rhodesien einen Kudu geschossen.«

»Mein Höhepunkt war, als Papas Freundin aus der Mittelschule auf einmal völlig unerwartet zu Besuch gekommen ist«, erklärt Hannes. »Das Gesicht von Papa werde ich nie vergessen!«

Alle fangen an zu lachen. »Ja, so ein dicker Klops! Ich kann einfach nicht glauben, dass du dich einmal in so etwas verliebt hast, Papa!«, neckt ihn Sorette.

»In der Examensklasse hat sie noch ganz anders ausgesehen«, verteidigt sich ihr Vater.

»Mein Höhepunkt war, als ich in die erste Basketballmannschaft aufgestiegen bin«, erklärt Salomé. »Sorette wird immer zuerst aufgestellt, weil sie etwas größer ist als ich, aber ich ...«

Katrien hört nicht weiter zu. Sie überlegt und überlegt. Sie hat keine Kudus geschossen, sie ist für keine Mannschaft aufgestellt worden, sie hat keine Freundin und sie ist auch noch nie Klassenvertreterin gewesen, obwohl jeden Monat eine neue gewählt wird. Endlich schießt ihr doch noch etwas durch den Kopf. »Das Wichtigste, was ich im letzten Jahr gelernt habe, ist, dass die Polizei nicht immer nett zu Kindern ist. Polizisten schießen nicht nur auf schlechte Menschen und Verbrecher, sondern manchmal auch, wenn sie einfach nur Angst haben.«

Plötzlich ist es totenstill im Auto. Alle sehen ein bisschen entsetzt aus.

»Nun ja ... das habe ich einfach gedacht«, beginnt sie unsicher.

»Katrienchen, da hast du ein wahres Wort gesprochen«, erwidert ihr Vater, er klingt jedoch lange nicht mehr so fröhlich.

»Dieses Jahr wird als das Jahr der Unruhen von Soweto in die Geschichte eingehen. Wenn ihr mich fragt, war das nicht nur das wichtigste Ereignis dieses Jahres oder vielleicht sogar des Jahrzehnts – ehrlich gesagt denke ich auch, dass das ein Wendepunkt in der Geschichte unseres Landes sein wird. Es könnte sogar das Ende von dem Südafrika sein, so wie wir es bisher kennen.«

Das klingt alles noch eine ganze Weile in Katriens Ohren nach.

In sich zusammengesunken sitzt sie da und starrt auf den langen, geraden Weg, der hinter ihnen in der Ferne verschwindet, dort, wo die Erde auf der anderen Seite der Springbockebene in einem wachsartigen Spiegel verschwimmt.

Was ihr Vater gesagt hat, macht sie ein bisschen traurig, obwohl sie nicht weiß, warum.

Zum Glück sind die Unruhen vorbei und zum Glück fährt der Anhänger mit den Geschenken immer noch ordentlich hinter dem Kleinbus her.

2. Kapitel

Polen 1976

In einer großen Familie der Nachzügler zu sein, kann große Vorteile haben – das weiß Wladyslaw Kowalski sehr gut –, aber du musst sie auch zu nutzen wissen.

Um als jüngster von vier Brüdern erfolgreich zu sein – bei Weitem der jüngste, denn Feliks ist vierzehn gewesen, Józef zwölf und Symon zehn, als Wladek unerwartet auf der Bildfläche erschienen ist –, musst du über eine außergewöhnliche Intelligenz verfügen.

Wenn deine Mutter dann auch noch die Oberschwester in einem großen Krankenhaus ist und dein Vater die Leitung über alle Arbeitsplätze in den Stalinogród-Fabriken innehat und sie alle beide 1944 mit bloßen Händen gegen die Nazis gekämpft und danach gemeinsam drei Söhne großgezogen haben – dann musst du geradezu genial sein.

Aber gut, das stellt für Wladek Kowalski keine wirkliche Schwierigkeit dar. Denn von klein auf weiß er ganz genau, wie er seine Familie anpacken muss.

»Vergiss es einfach! Vater wird der ganzen Sache niemals zustimmen«, warnt Symon, der einzige Bruder, der noch zu Hause wohnt. »Und selbst wenn es dir gelingen sollte, ihn auf deine Seite zu ziehen, dann hast du es immer noch mit Mutter zu tun – und die ist ein wesentlich härterer Brocken. Wie alt bist du jetzt? Fünfzehn?«

»Fast sechzehn.«

»Als wir fünfzehn waren, durften wir mit einem Mädchen noch nicht einmal allein ins Kino gehen.«

»Wir fahren doch auch gar nicht zu zweit weg. Wir besuchen zusammen mit ihren Eltern ihre Großmutter«, erklärt Wladek.

»Egal, wenn du mich fragst, kannst du es vergessen.«

Das kann schwierig werden.

»Geht es um Rala Poznanski?«, will Symon wissen, während er mit seinen Fingerspitzen über die geschliffene Seite seiner Axt gleitet.

»Ja. Gut, hm?«

»Die ist älter als du.« Aus Symons Tonfall ist eine Warnung herauszuhören.

»Rala hat nur etwas mehr Lebenserfahrung«, entgegnet Wladek.

»Vater sagt doch immer, es geht nichts über Lebenserfahrung.«

Darauf antwortet Symon nichts, wirft Wladek allerdings einen vielsagenden Blick zu und legt sein Beil auf die Werkbank – Symon ist immer sehr ordentlich und genau –, schiebt sich die Sicherheitsbrille über die Augen, schaltet das blaue Flämmchen an und beginnt zu schweißen. Wladek betrachtet noch für einen Augenblick die Funken, die aus dem Eisen herausspringen, dreht sich dann um und verschwindet in ihrer Wohnung. Er hofft nur, dass seine Eltern keine allzu großen Schwierigkeiten machen werden, denn wenn die beiden eine gemeinsame Front bilden, dann können selbst Breschnew und der ganze russische Kreml nicht dagegen ankommen.

Als er am Mittwoch sein Zeugnis in den Händen hält, ahnt er, dass die erste Schlacht bereits gewonnen ist. Feliks hat seinerzeit in der Schule ganz ordentlich abgeschnitten, Józef dagegen war nach Vaters Ansicht ein riesiger Faulpelz. Und Symon tat sich einfach unglaublich schwer.

Zu Hause angekommen, setzt Wladek schnell den Reis auf und macht sich auf die Suche nach Fleisch. Im Kühlschrank findet er nichts. So schneidet er nur ein paar Zwiebeln und Tomaten klein und brät sie mit etwas Fisch aus der Dose an – damit sollte sich trotz allem das gewünschte Resultat erreichen lassen.

Als am späten Nachmittag seine Mutter die Wohnung betritt, ganz formidabel in ihrer weißen Uniform, schenkt Wladek ihr ein Gläschen Wodka ein. Und als später sein Vater hereinkommt, noch energischer und sehr finster in seinem blauen Overall, war-

tet auch auf ihn ein Glas Wodka. Die Tageszeitung liegt auf seinem Sessel bereit, die Schlagzeile auf der ersten Seite ist deutlich lesbar: »Drohende Nahrungsmittelknappheit: Unruhen in den Städten befürchtet«.

»Ich habe leider kein Fleisch finden können, deshalb gibt es Fisch aus der Dose«, erläutert Wladek, während er den Tisch deckt. »Gibt's etwas Neues in der Zeitung, Papa? Steht uns ein Hungerleiden bevor?«

»Du bist ein Prachtkerl, vielen Dank«, lobt ihn Mutter Haneczka, die sich am Spülbecken die Hände wäscht. Sie schrubbt sich die Finger, als würde sie zu einer OP gerufen. »Ich habe gestern eine Ewigkeit für Fleisch angestanden, und als ich schließlich an der Reihe gewesen bin, hat das kleine Futzelchen, das ich gewollt habe, fast doppelt so viel gekostet wie sonst. Ich war so stinksauer, dass ich einfach wieder gegangen bin.«

Vater Stan lässt sich ächzend auf seinen Sessel sinken und faltet die Zeitung auseinander. »Ja, es gibt wieder Stunk«, bemerkt er. »Im ganzen Land erwartet man Versorgungsprobleme. Die Arbeiter werden wohl wieder auf die Straße gehen, aber eines kann ich euch sagen: Die Polizei kann einen noch so hohen Damm errichten, früher oder später bricht der doch und dann müssen alle an die Pumpen oder wir saufen ab. Die Polen lassen nicht mit sich spaßen.«

»Ich hoffe nur, dass die Polizei nicht wieder so viele Demonstranten erschießt wie 1970⁵«, entgegnet Mutter Han. »Die Krankenhäuser sind seinerzeit wegen der Verletzten völlig überfüllt gewesen, von offizieller Seite war aber kaum von Unglücken die Rede.«

⁵ Anm. d. Übers.: Im Sommer und Herbst 1970 verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage Polens so sehr, dass die Regierung kurz vor Weihnachten die Preise um fast vierzig Prozent heraufsetzte. Die Danziger Werften wurden daraufhin bestreikt und im ganzen Land brachen Unruhen aus, die zu beinahe bürgerkriegsähnlichen Zuständen führten, auch weil die Sicherheitskräfte sie gewaltsam zu unterdrücken versuchten. Nach offiziellen Angaben wurden hierbei 45 Menschen getötet und mehr als tausend verletzt, wahrscheinlich lag die Zahl der Opfer jedoch weit höher.

»Menschen, die sich ungerecht behandelt fühlen, lassen sich nicht so einfach abwimmeln«, mischt sich Wladek von der Küche aus ins Gespräch ein. Er ignoriert Symons hochgezogene Augenbrauen. Seine Worte fachen bei seinem Vater das Feuer noch ein bisschen weiter an. »In der Zeitung steht, die Regierung hätte schon im Dezember vorigen Jahres gesagt, sie wolle die Lebenshaltungskosten im Blick behalten. Und das bedeutet nur eins, darauf kannst du Gift nehmen: Preiserhöhungen.« Vater Stan schüttelt den Kopf.

»Und wer ist wieder einmal der Dumme? Der einfache Mann, der hart arbeitende Pole.«

»Da hast du vollkommen recht«, stimmt Wladek mit einem ernstesten Kopfnicken zu.

»Seit wann hast du denn eine Ahnung von so etwas?«, will Symon skeptisch wissen. »Oder versuchst du dich einfach nur einzuschleimen?«

Wenn ihm Symon jetzt bloß nicht die Suppe versalzt! Wladek hat sich eine richtig ausgekochte Strategie überlegt. Deshalb sagt er nun ganz dezidiert: »Du hast recht, Papa, es sind immer die Arbeiter, die am schlimmsten darunter leiden müssen. Das Essen ist fertig, ihr könnt kommen!«

Nach dem Essen verschwindet Symon wieder im Schuppen, wahrscheinlich um seine Arbeit fertigzustellen. Ihre Wohnung ist im Erdgeschoss. Wenn man durch die Hintertür geht, ist dort die Wäscheleine und der Schuppen. Nicht alle haben so eine wunderbare Wohnung. Ihre Familie ist privilegiert, weil seine Eltern alle beide eine ziemlich gute Stelle haben.

Wladek hilft seiner Mutter Han beim Abwaschen, während Vater Stan wieder in seinem gemütlichen Sessel sitzt und die Zeitung liest. Wladek setzt noch einen Kaffee auf.

»Oh ja, ehe ich es vergesse«, bemerkt er auf einmal – ein sehr sorgfältig geplantes »auf einmal«, aber das Leben besteht nun einmal aus sorgfältiger Planung –, »ich habe mein Zeugnis bekommen.«

Vater Stan blickt von seiner Zeitung auf. »Gute Noten?«

»Ja, hm, es geht natürlich immer noch besser«, und Wladek verschwindet im Schlafzimmer, das er, seit Feliks und Józef ausgezogen sind, nur noch mit Symon teilen muss. Symon hat zwischen den beiden Betten eine Holzwand montiert. Diese Privatsphäre ist einfach nur wunderbar, ein Luxus, der mit dem Leben eines Nachzüglers verbunden ist.

Vaters großer – nun ja, sein geheimer – Traum ist, dass sein jüngster Sohn später als voll ausgebildeter Ingenieur in der Fabrik arbeitet. Er sagt das nie ausdrücklich, erzählt jedoch regelmäßig von der Zeit, in der er und sein Bruder Jakób als die beiden großen, dunkelhaarigen, aufsteigenden Kowalskis bekannt waren. Onkel Jakób hat meistens im Büro gearbeitet, obwohl er manchmal auch in der Fabrikhalle zu sehen war. Vater Stan war damals noch Vorarbeiter.

Wenn Onkel Jakób 1956 nicht aus Polen hätte flüchten müssen, behauptet Vater Stan immer, wäre er jetzt mit Sicherheit der Direktor der Fabrik. Das ist ein helles Köpfchen, dieser Bruder von ihm.

»Jakób war ausgesprochen antikommunistisch«, mildert Mutter Han seinen Enthusiasmus in solchen Fällen immer. »Nie im Leben hätten die einen Antikommunisten zum Fabrikdirektor gemacht.«

»Vielleicht schon«, entgegnet Vater Stan dann vage.

Als Wladek ins Zimmer zurückkommt – eigentlich ist es nur ein großer Raum mit einer Küchenzeile in der Ecke, einem Esstisch mit sechs Stühlen darum und einem schönen Kamin mit ziemlich verschlissenen Lehnstühlen davor –, hat sich Mutter in ihren eigenen bequemen Sessel gesetzt, neben Vater. Die Zeitung hat Vater Stan beiseitegelegt und gemeinsam erwarten sie das Zeugnis ihres Sohnes.

In wenigen Minuten werden sie den kleinen Fernseher anschalten und sich die Nachrichtensendung anschauen. Noch so eine neue Errungenschaft, ohne die Wladeks Brüder auskommen mussten. Man kann über die schlappe Regierung sagen, was man möchte, es ist ihr dennoch gelungen, die Löhne der polnischen

Arbeiter in fünf Jahren so weit steigen zu lassen, dass sich die einfachen Leute gegenwärtig sogar ein paar Luxusartikel erlauben können.

Wladek reicht Vater sein Zeugnis und gleichzeitig auch dessen Lesebrille.

»Bring mir doch bitte auch noch meine Brille – sie ist in meiner Tasche«, fordert Mutter Han ihn auf und beugt sich zusammen mit ihrem Mann über das Zeugnis.

Wladek weiß, wie sein Zeugnis aussieht – mit einem Wort: glänzend. Er hat in Mathematik eine Eins und eine Eins minus in Naturkunde und Chemie. Sein Sportlehrer hat sogar eine besondere Bemerkung hinzugefügt: »Herausragender Sportler, zeigt viel Einsatz«. Deshalb setzt er sich seinen Eltern gegenüber in den alten Ledersessel, lässt sich gemütlich hineinsinken und starrt gelangweilt auf den leblosen Fernseher auf dem Tischchen neben dem Kamin. Seine Eltern beobachtet er dabei die ganze Zeit über aus den Augenwinkeln.

Mutter Haneczka liest schneller als Vater Stan, weil sie im Krankenhaus jeden Tag ausführliche Berichte lesen und schreiben muss. Wladek bemerkt, wie ihr Gesicht vor Stolz zu glühen beginnt. Um ihre Mundwinkel spielt ein Lächeln. Trotzdem ist sie mit ihrem Lob niemals überschwänglich. Nur wenn sie nicht kochen muss, sagt sie: »Du bist ein Prachtkerl«, egal, was er zusammengerührt hat. Mutter Han und der Herd sind Erzfeinde.

Vater Stan blickt auf. »Wo soll es denn noch besser werden können?«, will er mit kaum verhohlenem Stolz wissen.

»Na ja, aus der Eins minus sollte sicher noch eine Eins werden, jedenfalls wenn ich Ingenieur werden möchte«, antwortet Wladek ernst. »Und die Zwei in Russisch, da geht auch noch mehr. Ich muss mich beim Lernen etwas mehr anstrengen und beim Sport vorläufig ein bisschen zurückdrehen.« Das kann er mit ruhigem Herzen sagen: Er weiß, wie stolz sie auf seine sportlichen Leistungen sind.

»Bloß nicht, Junge«, protestiert Vater dann auch sofort. »Hart arbeiten ist wichtig, das ist wahr, aber ordentlich Sport machen

auch. Meiner Meinung nach schaffst du auch mit diesen Noten später die Aufnahmeprüfung – Sorge einfach nur dafür, dass sie so bleiben.«

»Schließlich musst du auch noch ein Leben haben«, stimmt Mutter Han ihrem Mann zu.

Das ist genau die Lücke, auf die er gewartet hat – er ist schließlich nicht umsonst ein herausragender Fußballspieler.

»Da fällt mir gerade ein«, erwähnt er beiläufig, »eine andere Familie hat mich eingeladen, mit ihr in den Ferien ein paar Tage nach Radom zu fahren. Sie übernachten dort bei ihrer Großmutter, die ist schon sehr alt« – das kann man sicher vermuten – »und vielleicht auch ziemlich krank, das weiß ich allerdings nicht sicher.« Davon ist kein Wort gelogen und es hört sich alles gut an.

»Jaja«, erwidert sein Vater, immer noch ganz im Bann seiner Zukunftsträume. »Wie heißen die Leute?«

Jetzt muss er aufpassen. »Poznanski. Sie sitzen meistens schräg vor uns im Gottesdienst.« Und deshalb kennt er das klassische Profil von Rala durch und durch – bildschön. Und ihr glänzendes Haar ... Aber das spielt jetzt keine Rolle. »Sie wohnen in einem Appartement zwei Straßen weiter.« Im dritten Stock, dieses Detail kann er allerdings ebenfalls ruhig verschweigen.

»Poznanski, ja. Ich habe gar nicht gewusst, dass sie einen Sohn haben«, überlegt Vater Stan mit gerunzelten Augenbrauen.

Da naht sich eine Schlechtwetterfront, jetzt ist Strategie gefragt. »Nein, Papa, ihre Tochter ist etwas älter als ich und wir sind gute Freunde. Sie ist super, wenn es um Nachhilfe geht, vor allem Sprachen kann sie gut: Russisch, Polnisch, Deutsch. Sie hat sogar Zusatzunterricht in Englisch – ich denke, dass sie mir gut in den Sprachen helfen könnte.«

»Wie sieht sie denn aus?«, fragt seine Mutter ein bisschen skeptisch. Seine Brüder haben ihn von klein auf gewarnt: Wenn du den Ball an Mama vorbeibekommen willst, muss deine Beinarbeit Weltklasse sein.

Er zuckt ganz leicht mit den Schultern, eine Falte auf der Stirn über seiner Nase. »Zwei Augen, eine Nase und ein Mund, äh ...

lange Haare. Ganz normal, halt so, wie Mädchen aussehen. Und nächste Woche ist in Radom ein wichtiges Fußballspiel. Herr Poznanski hat dafür Karten besorgt und hat mir angeboten, mich mitzunehmen, jedenfalls, wenn ich nach Radom mitfahren darf.«

Er hat schon von Anfang an geahnt, dass dies den Ausschlag geben würde, denn Vater ist total fußballbegeistert. Er erzählt lieber nicht, dass sie an einem Abend eine Ballettaufführung besuchen werden, weil Ralas Oma ganz verrückt ist nach dieser russischen Ballettgruppe, die da auftreten soll – dann kann sie allerdings auch nicht allzu krank sein, überlegt er jetzt, es ist freilich zu spät, um das hinzuzufügen.

»Tja, nun ...«, fängt Vater an.

»Wie kommen die Leute da eigentlich hin?«, will Mutter wissen, die offensichtlich immer noch nicht überzeugt ist.

»Mit dem Zug. Zuerst nach Krakau und von da aus nach Radom. Soweit ich weiß, fahren sie erst am Samstagmorgen in aller Frühe, damit hätte ich am Freitag genügend Zeit, um meine Hausarbeiten noch vor den Ferien zu erledigen. Wir bekommen schon am Donnerstag frei.« Eigentlich ist das nur, weil Rala am Freitagabend noch Musikstunden hat, doch darum geht es jetzt nicht.

Etwas, das Vater ihnen von klein auf beigebracht hat, ist vollkommene Ehrlichkeit. Deshalb bleibt Wladek immer innerhalb der Grenzen der Wahrheit, selbst wenn er deswegen gelegentlich etwas kreativ zu Werke gehen muss.

»Ich bin mit seinem Zeugnis sehr zufrieden. Wegen mir kann er gern ein paar Tage wegfahren. Was denkst du darüber, Han?« Zu allen Zeiten eine gemeinsame Front.

»Ja, hm.« Mutter starrt vor sich hin, durch den Fernseher hindurch. »Pola Poznanski kenne ich gut, ihren Mann jedoch nicht.«

»Er ist Lehrer an der Grundschule ein Stück die Straße hinauf«, hilft Wladek ihr. »Und nachmittags trainiert er die Fußball- und die Leichtathletikmannschaften.«

In ihrer Jugend ist seine Mutter eine hervorragende Sprinterin

gewesen. »Nun, hm, dann mal los, wenn dein Vater so zufrieden ist.«

Wladek unterdrückt seine Freude. Langsam arbeitet er sich hoch und streckt seinen langen Körper. »Danke. Noch ein Tässchen Kaffee, bevor ich mich an meine Hausaufgaben setze? Ich bringe Symon auch noch schnell eine.« So wie man es von einem guten Bruder erwartet.

Als er mit dem Becher Kaffee hereinkommt, schaut Symon von der rauen Werkbank auf, seine Sicherheitsbrille behält er jedoch auf. »Und, hat's geklappt?«, will er wissen, während er seine Hände mit einem fleckigen Lappen abwischt.

Wladek grinst breit. »Ja, es hat geklappt. Ich mache jeden Spitzenfußballer nass.«

»Was hat das denn mit Fußball zu tun?«, will Symon mit einem Stirnrunzeln wissen.

Wladeks Grinsen wird noch breiter. »Nichts, ich bin einfach nur bis über beide Ohren verliebt.«

»Du bist ständig bis über beide Ohren verliebt, schon seit dem vierten Schuljahr«, stellt Symon trocken fest.

Früh am Morgen nehmen sie den Zug von Kattowitz nach Krakau im Osten und dort steigen sie um in den nächsten Zug nach Norden, der sie nach Radom bringt. Rala ist ein bisschen zurückhaltend und verlegen, sicher weil ihre Eltern ihnen gegenüber sitzen. Herr Poznanski liest ein Buch, Frau Poznanski strickt Socken aus grauer Wolle und Wladek und Rala plaudern leise miteinander. Im Unterschied zu den Familienausflügen der Kowalskis, wenn sie über die Weihnachtsfeiertage nach Tschenstochau fahren, geht es hier furchtbar zivilisiert zu.

Kurz vor Krakau fragt Wladek sich, wann sie denn nun endlich etwas essen werden – es ist nun schon wieder zwei Stunden her, seit er das letzte Mal etwas bekommen hat, und sein Magen ist damit nicht einverstanden. Von den Poznanskis scheint keiner Hunger zu haben und niemand beachtet den Picknickkorb, der zwischen ihm und Rala auf der Bank steht.

Das ist ein weiteres Problem: Wenn zwischen dir und dem schönsten Mädchen der nördlichen Hemisphäre ein Essenskorb steht, kannst du dich nicht unauffällig Stückchen für Stückchen an sie heranschieben.

Erst als sie in den Zug nach Radom umgestiegen sind, hebt Frau Poznanski den Deckel von dem Korb und damit kann der Schmaus beginnen.

Ralas Onkel heißt auch Poznanski. Mit seiner Familie wohnt er in einer Zweizimmerwohnung im dritten Stock eines großen, grauen Appartementkomplexes. Sie haben nur einen Sohn, Frédéric. Wladek und er schlafen im Wohnzimmer. Rala übernachtet auf einer Matratze bei ihrer Oma im Schlafzimmer und ihre Eltern schlafen hinter einer spanischen Wand im Wohnzimmer, da, wo Frédéric sonst schläft.

Ralas Cousin ist nach Frédéric Chopin benannt, das hat Rala schon im Zug erzählt. »Dein Onkel und deine Tante interessieren sich also mehr für Musik als für Politik«, hat Wladek daraufhin bemerkt. »Wenn du mich fragst, geht das uns allen so«, hat Rala lachend geantwortet – sie hat das schönste Lachen der Welt. »Außer Frédéric selbst, der hat von politischen Dingen unglaublich viel Ahnung.«

Wladek findet das ziemlich seltsam. Er hat noch nie Menschen getroffen, die Musik für wichtiger angesehen haben als Politik. Seine Eltern und ihre Bekannten reden nie über Musik, sondern nur über Politik. Und ansonsten spricht seine Mutter mit ihren Freundinnen über Frauenangelegenheiten, so etwas wie die Fleischknappheit und die Läden, wo man noch Damenstrümpfe kaufen kann.

»Morgen früh zeige ich Rala und dir die Stadt, gleich nach der Morgenmesse«, verkündet Frédéric schon am ersten Abend. »Ab Montag müsst ihr dann allein klarkommen, es sei denn, ihr habt Lust, den Tag mit den alten Leuten zu verbringen.«

»Musst du denn schon arbeiten gehen?«, fragt Wladek verdutzt. Frédéric ist ein Junge mit einem offenen Gesicht, ungefähr in Ralas Alter, schätzt Wladek – es könnte allerdings sein, dass er

schon studiert. Er ist dünn und nicht sehr groß, hat blonde Haare und eine blasse Gesichtsfarbe. Aber wenn man mit ihm spricht, wirkt er mit Sicherheit alles andere als blass, ein richtig netter Kerl.

»Ich arbeite nur in den beiden Monaten rund um die Ferien«, antwortet Frédéric. »Eigentlich gehört das zu meinem Praktikum. Bis Ende Juli bin ich bei Lucznik, das ist die größte Stahlfabrik von Radom.«

»Studierst du etwas im technischen Bereich?«, will Wladek wissen.

»Nein, Betriebspsychologie. Die Partei findet es wichtig, dass das Räderwerk in allen Fabriken gut geölt ist. Für sie sind die Arbeiter auch nicht mehr als Rädchen in der Maschinerie.«

»Und manchmal ein Knüppel zwischen den Speichen?«, fragt Wladek.

Frédéric schaut ihn überrascht an. »Ja, manchmal schon«, erwidert er mit einem Kopfnicken.

»Wladek ist genauso scharf auf Politik wie du und er will Technik studieren«, erläutert Rala.

»Dann hoffe ich mal, dass du gut in Mathe bist«, sagt Frédéric.

»In Mathe ist er brilliant«, bestätigt Rala augenblicklich. »Letztes Jahr hat er die nationale Mathematikolympiade gewonnen, dabei ist er erst fünfzehn.«

»Oh?«, macht Frédéric ein bisschen überrascht. »Du siehst viel älter aus. Ich, äh ... ich hatte eigentlich vor, mit euch beiden das Nachtleben von Radom zu erkunden, aber ...«

»Kein Problem, dafür ist er alt genug«, entscheidet Rala mit einem Lächeln. »Wir werden ihm schon noch das eine oder andere beibringen«, dabei blinzelt sie geheimnisvoll mit den Augen.

Wladek hat das Gefühl, die Situation nicht ganz in der Hand zu haben, das ist etwas, woran er sich erst noch gewöhnen muss. Zu Hause würden ihm seine Eltern niemals erlauben, abends noch einen draufzumachen. Er weiß nicht so genau, was jetzt von ihm erwartet wird. »Ich würde gern einmal an einem Morgen die Fabrik besuchen. Wäre das möglich?«, fragt er deshalb nur. »Ich

kenne die Stalinogród-Fabriken ziemlich gut, weil mein Vater da Abteilungsleiter ist, aber in einer anderen Stahlfabrik bin ich noch nie gewesen.«

»Ich auch nicht«, antwortet Frédéric. »Bei Lucznik wird vor allem Waffenkram hergestellt, schon seit zig Jahren. Ich werde schauen, ob ich etwas für dich regeln kann, aber ich muss dich jetzt schon warnen: Von der Fabrik selbst habe ich keine Ahnung, ich arbeite mit den Menschen, nicht mit Stahl.«

»Das ist tatsächlich ein großer Unterschied«, erwidert Wladek.

»Einer, den die Partei nicht begriffen hat«, bemerkt Frédéric.

»Deine große Klappe wird dich noch in Schwierigkeiten bringen«, warnt Rala ihn, doch ihr Cousin zuckt nur mit den Schultern.

Der Sonntag macht seinem Namen alle Ehre: Es ist ein herrlicher, sonniger Tag. Rala sieht aus wie aus dem Bilderbuch mit ihrem blumigen Sommerkleid, ihrem breitrandigen Sonnenhut auf ihren dunklen Haaren und der großen Sonnenbrille. Wladek kann sich gar nicht sattsehen an ihr. Heute Abend wird er seine Schlacht schlagen, beschließt er im Stillen.

Stundenlang laufen sie durch die Stadt, vorbei an prachtvollen alten Gebäuden mit kunstvoll verzierten Giebeln, reich gearbeiteten Geländern und Nischen voller Statuen in allen Größen und Farben.

»Die Gebäude hier sind wunderbar erhalten geblieben«, bemerkt Rala.

»Ja, die Nazis haben diese Gegend gleich zu Beginn des Krieges besetzt und deshalb hat Radom viel weniger unter Bombardements zu leiden gehabt als zum Beispiel Warschau«, erläutert Frédéric. »Kommt, dann zeige ich euch das Malczewski-Museum.«

Wladek sackt das Herz in die Hose. Für einen Tag hat er schon mehr als genug Geschichtsunterricht gehabt und der Hunger meldet sich ebenfalls schon wieder. Frédéric hat Butterbrote mit Marmelade in seiner Tasche und die hört er seinen Namen rufen. Zum Glück hat das Museum geschlossen.

»Sollen wir uns irgendwo in einem Park ein Plätzchen zum Picknicken suchen?«, schlägt Wladek vor.

»Gut«, erwidert Frédéric. Doch ein paar Straßen weiter – nirgendwo ist ein Park zu sehen – bleibt er erneut vor einem alten Gebäude stehen und danach nehmen sie einen Oberleitungsbus und fahren zu einem anderen Kirchengebäude oder Kloster. Wladek hört schon lange nicht mehr zu und auch Rala scheint nicht besonders beeindruckt zu sein.

»Ja«, seufzt Frédéric, »Radom ist nicht gerade ein touristisches Paradies. Wir hätten uns lieber ein Boot mieten und auf dem Fluss herumrudern sollen. Eigentlich ist es schade um diesen schönen Sommertag.«

Wir sollten auf der Wiese vor dem Kloster unsere Brote essen, denkt Wladek, doch das sagt er nicht laut. Seine Brüder behaupten immer, er könne an nichts anderes denken als an Essen und Mädchen.

»Ach, Kattowitz ist auch nicht der Mühe wert, da gibt es nichts zu sehen«, versucht Rala ihren Cousin zu trösten.

»Aber du kannst von da aus wenigstens einen Tagesausflug nach Krakau machen, da ist es wunderschön«, probiert Wladek seine Aufmerksamkeit vom Essen abzulenken.

»Eine Stadt, die ich mir gern einmal ansehen würde, ist Danzig«, verkündet Frédéric später am Nachmittag. Die Butterbrote befinden sich immer noch in seiner Tasche. »Die muss wirklich sehr schön sein. Es wird nicht umsonst das zweite Amsterdam genannt.«

»Danzig mit seiner ruhmreichen Vergangenheit.« Rala schleppt doch wahrhaftig wieder die Geschichte herbei. »Wusstet ihr, dass ...?«

»Ja, ich kenne die Geschichte und mehr brauche ich nicht zu wissen«, legt Wladek ihr hastig ein Schweigen auf. »Kommt, damit wir jetzt unsere Butterbrote essen können. Ich bin vollkommen ausgehungert, nur noch Haut und Knochen.«

Rala ist wirklich unglaublich, besser als alles, was Wladek in seinem Leben bisher passiert ist.

»So, du möchtest also küssen?«, neckt sie ihn am Montagnachmittag, während sie in einem Park in der Nähe ihrer Wohnung sind. »Komm doch mal her, dann bringe ich es dir bei.«

Wladek hätte nie gedacht, dass einem der Atem stehen bleiben kann, und er hätte es auch nicht für möglich gehalten, dass ein Mädchen so sanft ist. In dieser Nacht kann er nicht einschlafen. Als ihn endlich doch der Schlaf übermannt, wälzt er sich unruhig hin und her und träumt von Rala. Am Morgen ist er schon ganz früh wach. Um ihn herum hängt immer noch eine Wolke des Glücks und sein ganzer Körper zittert vor Aufregung.

»Was liegst du da und grinst?«, brummt Frédéric von unter seiner Decke hervor. »Und warum liegst du auf dem Boden?«

»Das Sofa ist ein bisschen zu kurz, aber das macht nichts, mir gefällt es hier auf dem Boden ganz wunderbar.«

»So siehst du auch aus, ja«, brummt Frédéric mürrisch. Er ist offensichtlich kein Morgenmensch. Wladek eigentlich auch nicht, aber an diesem Morgen schon.

Während des Frühstücks gibt er sein Bestes, um das Grinsen aus seinem Gesicht zu verbannen. Das fällt ihm nicht leicht. Rala hat damit weniger Mühe. Sie sieht genauso ruhig und unbeeindruckt aus wie immer.

Mit dem Oberleitungsbus fahren sie auf den alten Marktplatz, um die soundsovielte Kirche zu besichtigen. »Diese Kirche ist im dreizehnten Jahrhundert gebaut worden, im gotischen Stil«, liest Rala aus dem Reiseführer vor. Wladek hat mit Baustilen, Jahreszahlen und Reiseführern seinen Frieden geschlossen, er hat allein Augen für Rala. Ihre Raffiniertheit verblüfft ihn. Sie hat eine unglaubliche Nase für verborgene Gässchen und immer wieder lockt sie ihn in geheime Eckchen. Sie ist einfach vollkommen. Sanft und doch so ... so feurig!

In der Nacht will sich der Schlaf wieder nicht einstellen, aber das ist ihm egal. So hat er alle Zeit der Welt, an sie zu denken und

sich über das große Glück zu wundern, das ihn ereilt hat. Wie ein Fausthieb direkt ins Gesicht – kein harter Schlag, aber trotzdem etwas, was einen von den Socken haut.

»Oh ja, ehe ich es vergesse: Am Freitagmorgen darf ich euch eine Führung durch die Fabrik geben«, verkündet Frédéric am Mittwochmorgen.

»Fantastisch, vielen Dank!«, reagiert Wladek froh. Er hatte eigentlich schon vergessen, dass er gern die Fabrik sehen wollte, aber jetzt hat er wenigstens eine Ausrede für das ständige Grinsen auf seinem Gesicht.

Nach dem Frühstück machen sie gemeinsam den Picknickkorb fertig – sogar das Broteschmieren ist eine aufregende Angelegenheit, wenn es gemeinsam mit Rala geschieht – und dann fahren sie mit dem Zug zu einer Anlegestelle am Fluss.

Es ist ein herrlicher Tag. Die langen Zweige der Weiden hängen faul bis auf das grüne Ufer herunter, die Sonne zaubert kleine Diamanten auf das Wasser, blütenweiße Schwäne treiben andächtig vorbei. Rala lehnt sich gemütlich nach hinten und schiebt ihren Rock bis über die Knie nach oben, damit ihre langen braunen Beine die Sonne genießen können.

Wladek lässt seinen Blick langsam über sie hingleiten und sein Mund wird trocken. Ralas Figur ist wirklich vollkommen. Er schiebt sich neben sie, ein gemietetes Ruderboot ist jedoch kein Ort für eine ausgiebige Knutscherei. »Wladek! Wir fallen ins Wasser! Pass doch auf!«, kreischt Rala ängstlich.

Wladek kann gerade noch den Picknickkorb retten. »Wegen dir wären wir beinahe ertrunken«, behauptet Rala mit gespielter Wut und schiebt ihren Rock wieder nach unten.

Wladek bricht in schallendes Gelächter aus. »Wir sind noch nicht einmal nass geworden, du Angsthase. Und ich würde dich doch nicht ertrinken lassen! Ich hätte dich gerettet wie seinerzeit die Ritter.«

»Ach du mit deiner großen Klappe. Du hättest zuerst den Picknickkorb gerettet«, erwidert Rala, doch dann beginnt auch sie zu lachen.

Sie hat sich nur ein bisschen erschrocken und deshalb so geschrien, wird sich Wladek bewusst.

»Jaja«, sagt Frédéric. Es ist am Donnerstagmorgen, kurz bevor er zur Arbeit muss, und sein ganzes Gesicht ist hinter der Morgenzeitung verschwunden.

»Was ist los?«, will Rala wissen.

»Junge, Junge«, sagt Frédéric.

»Jetzt hör mal auf mit deinem ›Jaja‹ und ›Junge, Junge‹«, schimpft Rala ungeduldig und versucht, ihm die Zeitung abzunehmen. »Erzähle uns endlich, was los ist!«

»Der Ministerpräsident wird heute Abend eine Ansprache halten, in der es um Angelegenheiten von nationaler Bedeutung geht«, verkündet Frédéric feierlich, während er die Zeitung so hält, dass Rala sie nicht erreichen kann.

»Oh, und das ist alles?« Rala ist sichtlich enttäuscht.

»Das ist alles andere als uninteressant, kapierst du?«, ruft Frédéric aus. »Das ist wichtig! Ich vermute, er wird enorme Preiserhöhungen ankündigen. Die Regierung steckt bis zum Hals in Schwierigkeiten.«

»Ach ja?«, entgegnet Rala.

»Nun, ihr müsst für uns mithören«, erklärt Herr Poznanski.

»Wir gehen heute Abend in die Oper.«

»Dürfen wir da nicht mit?«, will Frédéric scheinheilig wissen.

»Du? In die Oper?«, erwidert sein Vater in einem Tonfall, der Bände spricht.

Rala wäre sicher gern mitgegangen, überlegt Wladek, er selbst ist jedoch ziemlich froh darüber, dass er sich nicht noch einmal so eine Vorstellung antun muss. Das Ballett vom kommenden Samstag grinst ihm schon mit seiner hässlichen Fratze entgegen. Er hat keine Ahnung von Musik oder von Ballett. Andererseits: Wenn Rala im Theater neben ihm sitzt ...

Sobald sich die ältere Generation an diesem Abend aufgemacht hat, vornehm mit Hüten, Handschuhen und Fliegen ausgestat-

tet, machen es sich die jungen Leute vor dem Fernseher gemütlich.

»Wir schauen uns nur die Sondersendung um sieben Uhr an und danach hauen wir auf die Pauke«, kündigt Frédéric an. Er räkelt sich in dem bequemen Sessel seines Vaters und legt seine nackten Füße auf den Wohnzimmertisch.

Wladek setzt sich mit Rala auf das Sofa. Es dauert nicht lange, da kuschelt sich Rala gemütlich an ihn. Wladek holt langsam und tief Luft, denn sein Blut kommt wieder in Wallung. Verflixt, er muss zusehen, dass er seine Atmung unter Kontrolle bekommt, sonst kriegt Frédéric alles mit. Aber bei so einer bildhübschen jungen Frau wie Rala würde selbst einem Eisbären warm unter dem Pelz werden.

Punkt sieben Uhr erscheint das Gesicht des Ministerpräsidenten auf dem Bildschirm. Er schaut sie direkt an. Sein Mund ist ein schmaler Strich, seine Nickelbrille sitzt hoch auf seiner spitzen Nase und sein Haar ist stramm nach hinten gekämmt.

»Was für ein Sauertopf«, bemerkt Rala.

Der Ministerpräsident begrüßt seine Zuschauer und beginnt seine Rede: formell, gemessen, ohne irgendwelche Emotionen. Er skizziert die Entwicklung der polnischen Wirtschaft in den vergangenen Jahren, und wenn man ihm glauben kann, ist das eine einzige Erfolgsgeschichte gewesen. »Uns ist es gelungen, den Arbeitern höhere Löhne zu garantieren, die Preise zu stabilisieren und die Meinungsfreiheit wiederherzustellen ...«

»Meinungsfreiheit innerhalb bestimmter Grenzen, meinst du sicher«, ruft Frédéric dazwischen.

»Wir haben mit Großmächten wie den Vereinigten Staaten und Westdeutschland erfolgreich verhandelt und sie davon überzeugt, in die polnische Wirtschaft zu investieren ...«

»Einspruch!«, ruft Frédéric. »Polen hat sich zehn Milliarden Dollar *geliehen*, um damit amerikanische und deutsche Technologien zu kaufen.«

»Das alles hat zu einem bis dahin unbekanntem Wirtschaftswachstum geführt. Immer mehr Menschen besitzen ein eigenes

Auto oder können im Ausland Urlaub machen. Wir haben Übereinkommen mit der römisch-katholischen Kirche geschlossen, ebenso mit der Opposition und sogar mit der Bauernschaft. Private Landwirtschaft ist heute offiziell möglich.«

Jetzt beginnt Wladek sich zu rühren. »Wir haben kein Auto und meine Eltern haben schon ihr ganzes Leben lang hart gearbeitet«, erklärt er. »Und das mit der Landwirtschaft ist ebenfalls Unsinn. Mein Onkel hat einen kleinen Bauernhof und auf dem hat sich in den letzten dreißig Jahren nicht viel verändert.« Er regt sich so sehr auf, dass er Rala beinahe vergisst.

Der Ministerpräsident näselt weiter und Frédéric verliert die Geduld. »Hör doch endlich auf mit deinem Süßholzgeraspel, Mann!«, schnaubt er den Bildschirm an. »Komm zur Sache!«

»Doch selbst die stärkste politische Führung hat keinen Einfluss auf bestimmte weltweite Entwicklungen ...«

»Jetzt kriegen wir es«, prophezeit Frédéric.

»... und die wichtigste davon ist die weltweite Ölkrise. Die steigenden Ölpreise haben überall auf der Welt, und da vor allem im kapitalistischen Westen, zu einem großen Preisanstieg im Konsumgüterbereich geführt. Deshalb muss die Regierung einschneidende Maßnahmen ergreifen. Die Partei hat deswegen beschlossen, zur ökonomischen Politik der Zeit von vor 1970 zurückzukehren, was verschiedene Anpassungsmaßnahmen erforderlich macht. Wir haben das vollste Vertrauen in das polnische Volk, dass es dafür Verständnis zeigen wird.«

Es erklingt Musik und der Ministerpräsident verschwindet.

Mit offenem Mund starrt Frédéric auf den Fernseher, die Hände an die Schläfen gepresst. »Sind die denn jetzt verrückt geworden? Sind die vollkommen plemplem und total bekloppt?« Er springt auf und schaltet den Fernseher aus. »Er hat es nicht einmal gewagt, das Wort ›Preissteigerung‹ in den Mund zu nehmen, dieser Hosenscheißer! ›Zurück zur Politik von vor 1970‹, dass ich nicht lache! Das bedeutet doch nur eins: unglaubliche Preiserhöhungen, um fünfzig oder vielleicht sogar hundert Prozent!«

Mit kräftigen Schritten marschiert er zum Fenster und wie-

der zurück und setzt sich schließlich auf die Kante seines Sessels. »Ich bin aber auch so was von stinksauer! Da sind Arbeiter, die mörderisch lange Schichten nacheinander wegkloppen, um wenigstens gerade so über die Runden zu kommen; Mütter, die bei Wind und Wetter stundenlang mit einem todkranken Kind vor irgendeinem Krankenhaus warten müssen, weil es zu wenig medizinisches Personal gibt; alte Menschen, die für ein paar Krümel wahnsinnig lange Schlange stehen müssen. Aber die Regierung baut ihre Denkmäler und Fußballstadien zur Ehre der russischen Führung. Paraden werden organisiert, mit Panzern und gepanzerten Fahrzeugen, dröhnenden Düsenjägern und marschierenden Soldaten in Uniform, soweit das Auge reicht – und alles zur höheren Ehre und Gloria der Partei. Sie schieben links und rechts alle Pöstchen ihren Freunden und Angehörigen zu ...«

Er steht wieder. Sein Gesicht glüht vor Wut. »Was ihnen aber überhaupt nie einfällt, ist, dass man all ihre schönen Standbilder und Stadien nicht essen kann!«

»Ich setze uns einmal einen Kaffee auf, das Wasser hat gerade gekocht«, erklärt Rala. »Reg dich doch nicht so auf, Frédéric, sonst bekommst du noch einen Schlaganfall. Du kannst ja eh nichts ändern.«

Frédéric wirft seiner Cousine einen schnellen Blick zu. »Da liegt sie falsch«, offenbart er Wladek. »Jeder kann etwas tun. Es sind gerade diejenigen, die ihre Hände in Unschuld waschen und ansonsten nichts tun, die Polen zugrunde richten. Und du musst ganz schön aufpassen, dass dir meine hübsche Cousine nicht den Kopf verdreht. Ich kenne sie schließlich schon eine Weile, ich weiß genau, wovon ich spreche.«

»Nein, nein, sie ...«, versucht Wladek zu protestieren.

»Ich weiß, es ist sicher schon zu spät, vergiss es. Wir sollten lieber über Politik sprechen, da geht es wenigstens um Tatsachen. Wusstest du, dass die Regierung in den vergangenen fünf Jahren massenhaft Fabriken gebaut hat, die vollkommen ineffizient sind und schlecht geleitet werden? Die Grundregel von Angebot und Nachfrage wird schlichtweg ignoriert, verstehst du?«

Er wirft seine Hände in die Luft. »Ich weiß wirklich nicht, wohin das mit unserem Land noch führen soll.«

»Wer muss wohin geführt werden?«, will Rala von der Tür her wissen. »Hier ist Kaffee.«

Frédéric scheint es nicht zu hören. »Morgen brennt hier die Luft«, prophezeit er. Sein Mund sieht grimmig aus. »Die Arbeiter lassen nicht auf sich herumtrampeln.«

»Glaubst du, sie werden einen Aufstand machen?«, fragt Wladek. Eine neue, unbekannte Aufregung braust durch seine Adern.

»Möglich. Wahrscheinlich sogar. Solche Gerüchte gibt es schon eine Zeit lang. Sie haben längst angefangen sich zu organisieren, und wenn du mich fragst, war das jetzt der Funke, der die Lunte in Brand stecken wird, verstehst du?«

»Eine richtige Demonstration?«, will Wladek zur Sicherheit noch einmal wissen.

»Vielleicht.« Frédéric hält sich vage. »Das hängt davon ab.«

»Dann sollten wir meinen Eltern besser nichts sagen, sonst bekommen Wladek und ich die Party überhaupt nicht mit«, erklärt Rala.

»Trinkt euren Kaffee aus, dann können wir gehen.«

Es ist Freitag, der 25. Juni, ein strahlend blauer, wolkenloser Tag. Die Oper ist offensichtlich ein großer Erfolg gewesen, denn die Erwachsenen können während des Frühstücks über nichts anderes sprechen. Wladek ist erleichtert. Jetzt kann er zusammen mit Rala und Frédéric in die Fabrik gehen, ohne dass jemand wegen der Ansprache von gestern lästige Fragen stellt.

Der Oberleitungsbus kommt nicht. »Das wundert mich nicht«, erklärt Frédéric. »Dann müssen wir eben auf Schusters Rappen los. Das ist ein kleiner Spaziergang, aber wir haben keine andere Wahl.«

Es ist dann doch viel mehr als ein kleiner Spaziergang – er will kein Ende finden.

»Wir sind fast da«, verkündet Frédéric.

»Probiere deine Psychologie an jemand anderem aus«, schimpft Rala, die bereits außer Atem ist.

Schon von Ferne sehen sie die zusammengelaufene Menschenmenge vor den Stahlfabriken von Lucznik.

»Da habt ihr's«, bemerkt Frédéric und fängt an, noch schneller zu laufen.

In Wladek wächst die Erwartung. »Das gibt Stunk«, sagt er leise zu Rala.

»Dann musst du mich eben beschützen«, antwortet diese ein bisschen kokett. »Ich kenne eine Menge guter Verstecke ...«

Zum ersten Mal, seit er sie kennt, beschleicht Wladek ein Gefühl der Unsicherheit. Was hat Frédéric gestern Abend nun genau gemeint, als er gesagt hat: »Nimm dich in Acht vor meiner Cousine, ich kenne sie schließlich schon eine Weile.«? Doch jetzt hat er keine Zeit, sich über solch unwichtige Dinge den Kopf zu zerbrechen.

»Wir sind schon seit heute Morgen um halb sieben hier«, behauptet einer der Umstehenden. »Wir haben ein Gespräch mit dem Fabrikdirektor eingefordert, aber glaubst du, dieser Feigling würde sich nach draußen wagen?«

»Das hatte ich erwartet«, erwidert Frédéric, der nicht aufhört zu nicken.

»Jetzt werden wir einen Protestmarsch veranstalten. Die Arbeiter aus anderen Fabriken werden sich ihm ebenfalls anschließen.«

»Hört mal eben, ich werde auch an dem Marsch teilnehmen«, verkündet Frédéric den beiden anderen. »Wenn ihr in die Wohnung zurückwollt ...«

»Oh, nein!«, entgegnet Rala und Wladek gleichzeitig.

»Es kann gefährlich werden ...«

Frédéric bekommt nicht die Gelegenheit, seinen Satz zu vollenden.

»Deshalb habe ich doch auch so zwei starke Männer mitgenommen«, erklärt Rala und hakt sich bei ihnen ein. »Kommt mit, dann werden wir unseren Spaß haben!«

Für einen kurzen Augenblick huscht so etwas wie Verärgerung über Frédéric's Gesicht.

»Für die Menschen hier ist das alles andere als Spaß, Rala.« Frédéric macht sich von ihr los. »Es geht um Brot und Butter und hungrige Kinder zu Hause, kapiert? Aber das verstehst du sicher nicht.«

»Ach, du alter Schwarzseher«, entgegnet sie liebevoll. »Ich verstehe den Ernst der Situation sehr gut, ja. Komm, dann marschieren wir mit, um unsere Solidarität zu bezeugen.«

Je weiter sie laufen, desto mehr Menschen schließen sich ihnen an. Die Atmosphäre ist lebhaft – nicht wirklich angespannt, denkt Wladek. Eher herrscht so etwas wie ein Gefühl von gespannter Erwartung.

»Wo gehen wir jetzt hin?«, will er wissen.

Frédéric scheint nichts gehört zu haben – er ist ins Gespräch mit anderen vertieft.

Immer mehr Arbeiter fangen an, eine polnische Fahne zu schwenken und nationalistische Lieder zu singen. Die Stimmung wird beinahe festlich.

»Ich glaube, wir sind auf dem Weg in die Innenstadt – es geht bestimmt zu den Büros der Bezirksregierung«, vermutet Rala.

Parolen werden gerufen. Die Menge marschiert im Takt von »Wir haben Hunger, wir haben Hunger!«

Ich denke immer, dass ich Hunger habe, überlegt Wladek währenddessen, aber bis jetzt habe ich immer genug zu essen gehabt. Bei uns zu Hause leidet niemand wirklich Hunger.

Zum ersten Mal betrachtet er die Menschen um sich herum mit echter Aufmerksamkeit: Fabrikarbeiter mit Händen wie Kohleschaufeln, die Gesichter wettergegerbt, wie altes Leder, die Overalls schmutzig – genau solche Menschen, wie sie sein Vater in der Fabrik unter sich hat. Das »Salz der Erde« nennt sein Vater sie immer. Menschen, die mörderisch lange Schichten nacheinander wegkloppen, um gerade so über die Runden zu kommen, hat Frédéric gesagt, und die jetzt, wo sich die Preise von einem Tag auf den anderen verdoppelt haben, nicht mehr genug Essen für ihre Kinder kaufen können.

Ein seltsames Gefühl übermannt ihn. Er marschiert weiterhin

mit, die Parolen ruft er allerdings nicht mehr mit. Stattdessen betrachtet er die Frauen in der Menge: Hände, die vom Schrubben gerötet sind, mit Kopftüchern, manche haben ein Kind auf dem Arm. Mütter, die bei Wind und Wetter stundenlang mit einem todkranken Kind vor einem Krankenhaus warten, weil es nicht genügend medizinisches Personal gibt, hat Frédéric gesagt. Ohne Reinigungskräfte kann kein einziges Krankenhaus weitermachen, egal wie gut die medizinische Versorgung ist, sagt Mutter Han immer.

Er bekommt einen Kloß im Hals, sodass er tief Luft holen muss. Das ist kein Mitleid, eher so eine Art von Stolz auf die einfachen Leute seines Volkes. Er kommt sich demütig und klein vor, so als hätte er plötzlich etwas Wichtiges entdeckt. Es ist beinahe schon ein heiliger Augenblick.

»Wir haben Hunger, wir haben Hunger!«

»Drollig, oder?«, sagt Rala, er antwortet ihr jedoch nicht.

Gegen elf Uhr stehen sie vor den Regierungsgebäuden. Die Menge ist auf ein paar Tausend Menschen angewachsen.

»Sie wollen ein Gespräch mit den Politikern der Partei«, berichtet Frédéric.

»Glaubst du, dass die sich darauf einlassen werden?«, fragt Wladek, doch seine Stimme geht im allgemeinen Geräuschpegel unter.

»Brot und Freiheit! Weg mit den Preiserhöhungen!«, brüllt die Menge. »Wir haben Hunger!«

Hinter ihnen stimmt jemand die polnische Nationalhymne an: »*Jeszcze Polska nie zginęła*« – Noch ist Polen nicht verloren. Ralas wunderschöne Stimme fällt auch mit ein und Wladek beginnt ebenfalls mitzusingen – er trifft die Töne nicht besonders, singt aber aus voller Kehle, mit der Hand auf dem Herzen. Frédéric steht reglos daneben. Sein blasses Gesicht ist von Emotionen gezeichnet.

Wladeks Herz schwillt an vor Nationalstolz. Er weiß genau, wo dieses Lied herkommt: Es ist schon vor beinahe zweihundert Jahren verfasst worden, in einer Zeit, in der Polen vollständig

von der Landkarte gefegt worden war, aufgeteilt zwischen den mächtigen russischen, österreichischen und preußischen Imperien. Das Lied singt von den Polen, die trotz des Verlustes ihrer politischen Unabhängigkeit nie vom Erdboden verschwinden werden, solange sie leben und solange sie noch im Namen Polens kämpfen können.

»Das stimmt heute immer noch«, bemerkt Wladek zu Rala, als die letzten Töne verklungen sind.

»Jetzt schneiden wir uns ins eigene Fleisch«, verkündet Frédéric. »Es fehlt nicht mehr viel und eine Massenhysterie bricht aus.«

Im selben Augenblick entsteht in den vordersten Reihen eine Unruhe. Auf dem Balkon des Regierungsgebäudes ist ein Mann erschienen.

»Soweit ich erkennen kann, ist das der Erste Sekretär des Parteikomitees von Radom, aber ich kann es nicht gut sehen«, erklärt Frédéric, der auf Zehenspitzen steht.

Es ist einen Moment still, doch dann geht erneut ein Raunen durch die Menge. »Er will nicht mit uns sprechen«, wird von der vordersten Reihe nach hinten durchgegeben. »Er sagt, dass wir nach Hause gehen sollen.«

Das Raunen geht in wütende Proteste über. Geballte Fäuste werden in die Höhe gestreckt. Der Mann möchte wieder hineingehen, doch in diesem Augenblick überschlagen sich die Ereignisse. Drei, vier junge Männer klettern an dem Gebäude hoch, indem sie sich auf die Schultern ihrer Freunde stellen. In Windeseile stehen sie auf dem Balkon und versperrern dem Mann den Weg.

Die Menge jubelt.

»Was passiert da?«, wollen Rala und Frédéric gleichzeitig wissen.

»Sie ... sie halten den Parteisekretär fest«, berichtet Wladek, der etwas größer ist als die meisten anderen Menschen. »Sie ziehen ihm die Klamotten aus!«

»Hurra!«, jubelt Rala mit der Menge mit.

»Donnerwetter!«, sagt Frédéric kopfschüttelnd.

»Jetzt hat er nur noch seine Unterhose an«, schildert Wladek.

»Er ... Wartet, da kommt noch jemand nach draußen.«

»Wer denn?«

»Der Sekretär des Zentralkomitees«, antwortet einer der Umstehenden.

Es wird still.

Der Sekretär hat ein Megafon bei sich und wartet, bis es vollkommen still ist. »Genossen«, ruft er dann, »wir verstehen eure Sorgen, aber ihr müsst auch verstehen, dass kein Geld mehr da ist, um die Preise für Konsumgüter künstlich niedrig zu halten. Die Preiserhöhungen können deshalb nicht zurückgenommen werden, das ist sicher. Es ist das Beste, um ...«

Doch das will die wütende Menge nicht hören. Die Menschen übertönen das Megafon und die Worte des Mannes gehen im Geschrei unter: »Wir haben Hunger! Weg mit den Preiserhöhungen! Brot und Freiheit!« Es hallt zwischen den Gebäuden wider: »Wir haben Hunger!«

»Gebt uns bis heute um zwei Uhr Nachmittag Zeit«, ruft der Sekretär so laut er kann durch das Megafon.

»Er weiß, dass die Leute wütend sind, er will einfach nur Zeit gewinnen«, behauptet Frédéric. »Ich bin gespannt, was heute Nachmittag um zwei Uhr anders sein soll als jetzt.«

Als sich die Tür hinter den beiden Regierungsfunktionären schließt, bleibt die Menge etwas unsicher zurück. Und auch die anwesenden Polizeibeamten blicken sich zögernd um. Hier und da beginnen die Menschen auseinanderzugehen. Die Leute entfernen sich und verschwinden in den Seitenstraßen.

An anderen Orten flammt die Begeisterung jedoch wieder auf. Jemand steckt einen Müllhaufen in Brand und sein Vorbild findet Nachahmer. Hier und dort entstehen kleine Brände und die Polizisten fangen nervös an, hin und her zu rennen. Feuerwehrautos mit eingeschaltetem Martinshorn fahren mitten durch die Menge hindurch, doch die Menschen buhen die Feuerwehrmänner aus, nehmen ihnen die Brandäxte weg und bedrohen sie damit.

Die Situation fängt an zu eskalieren.

Einige Demonstranten bewerfen das Regierungsgebäude mit Steinen und Baustellenabfall. Andere füllen Flaschen mit Wasser und werfen sie auf die Polizisten. Die Gewalt breitet sich aus wie ein Buschfeuer. Die Polizei hat viel zu wenig Einsatzkräfte, um all die Brandherde auszutreten.

»Die Regierung hat Polizeiverstärkung angefordert«, berichtet Frédéric nach einer Weile. »Es ist jemandem gelungen, eine Botschaft nach draußen zu schmuggeln. Ich glaube, du solltest Rala lieber nach Hause bringen, Wladek.«

»Sobald es nötig ist, tue ich das«, bekräftigt Wladek.

»Ich bleibe hier«, entgegnet Rala dickköpfig.

Die Glocke der Kathedrale schlägt zwei Uhr. Die Menschenmenge verstummt und alle Gesichter wenden sich dem Balkon zu.

Es passiert nichts. Die Türen bleiben geschlossen.

Wie ein Mann beginnt die Menge wieder zu rufen: »Weg mit den Preiserhöhungen! Wir haben Hunger!«

Die Türen bleiben geschlossen.

Daraufhin stürmen die Aufständischen den Bürokomplex und treten die Türen ein. Sie zerschlagen die Fensterscheiben, klettern auf die Balkone und brechen selbst im obersten Stockwerk die Türen auf.

»Die sind alle weg! Das ganze Gebäude ist leer!«, ruft ein junger Demonstrant auf einem Balkon durch ein Megafon. »Sie sind weg!«

Ein wütendes Gebrüll steigt auf, doch woandersher ertönt ebenfalls lautes Geschrei. Wladek schaut sich um. An der Straßenecke tauchen die ersten Armeepanzer auf.

Auch Frédéric hat sie entdeckt. »Ihr müsst weg!«, ruft er. »Jetzt geht es hier wirklich los! Bring Rala nach Hause.«

»Nein, ich ...«, protestiert Rala, doch Wladek packt sie fest am Ellenbogen. »Komm, Frédéric hat recht«, befiehlt er kurz angebunden und fängt an, sich mit ihr einen Weg aus der Menge heraus zu bahnen.